1/1984 PREIS 0,80 M

ISSN 0427–5217

FREIE Welt

Sarajevo läßt bitten

XIV. Olympische Winterspiele
Blick auf die Skiwettbewerbe

Von Fischen und ihren Kleidern

Verhaltensforschung in der Welt des Korallenriffs

Ein Zipfel Zukunft

Einen Zipfel Zukunft müssen Forscher fassen, ehe 1990 Gegenwart sein wird: FREIE WELT-Gespräch im ZIS

★ Inhalt

Gespräch
Prof. Gilde, Direktor des Zentralinstituts für Schweißtechnik: Forschung für die Zukunft **Seite 4**

Politik
Weil Mut die Angst besiegt. Eine Betrachtung zum Jahreswechsel **Seite 10**

Nachrichtenmagazin **Seite 12**

Sport
Die Ski-Wettbewerbe der XIV. Olympischen Winterspiele in Sarajevo **Seite 16**

mobile **Seite 20**

Wirtschaft
Frühschicht am Ofen drei in Hettstedts Kupferhütte **Seite 22**

Baukunst
Achmedow, der Architekt von Aschchabad **Seite 24**

Friedensplakate
Folge 3:
Ronald Kobe **Seite 28**

Theater
Walter Lendrich – einer der dienstältesten Schauspieler am DT Berlin **Seite 30**

Biographisches
Dichter und Malerpoet **Seite 32**

Literatur
Alexander Grin:
„Die Schöpfung Aspers" **Seite 34**

Humor **Seite 36**

Rätsel **Seite 38**

Kinderserie
Benjamin und Benjamin **Seite 40**

Neuer FREIE WELT-Russisch-Lehrgang
Alltagswendungen
1. Lektion **Seite 41**

Leserforum **Seite 44**

Erdgastrasse
Wie eine Jugendbrigade ihr Vorbild fand **Seite 46**

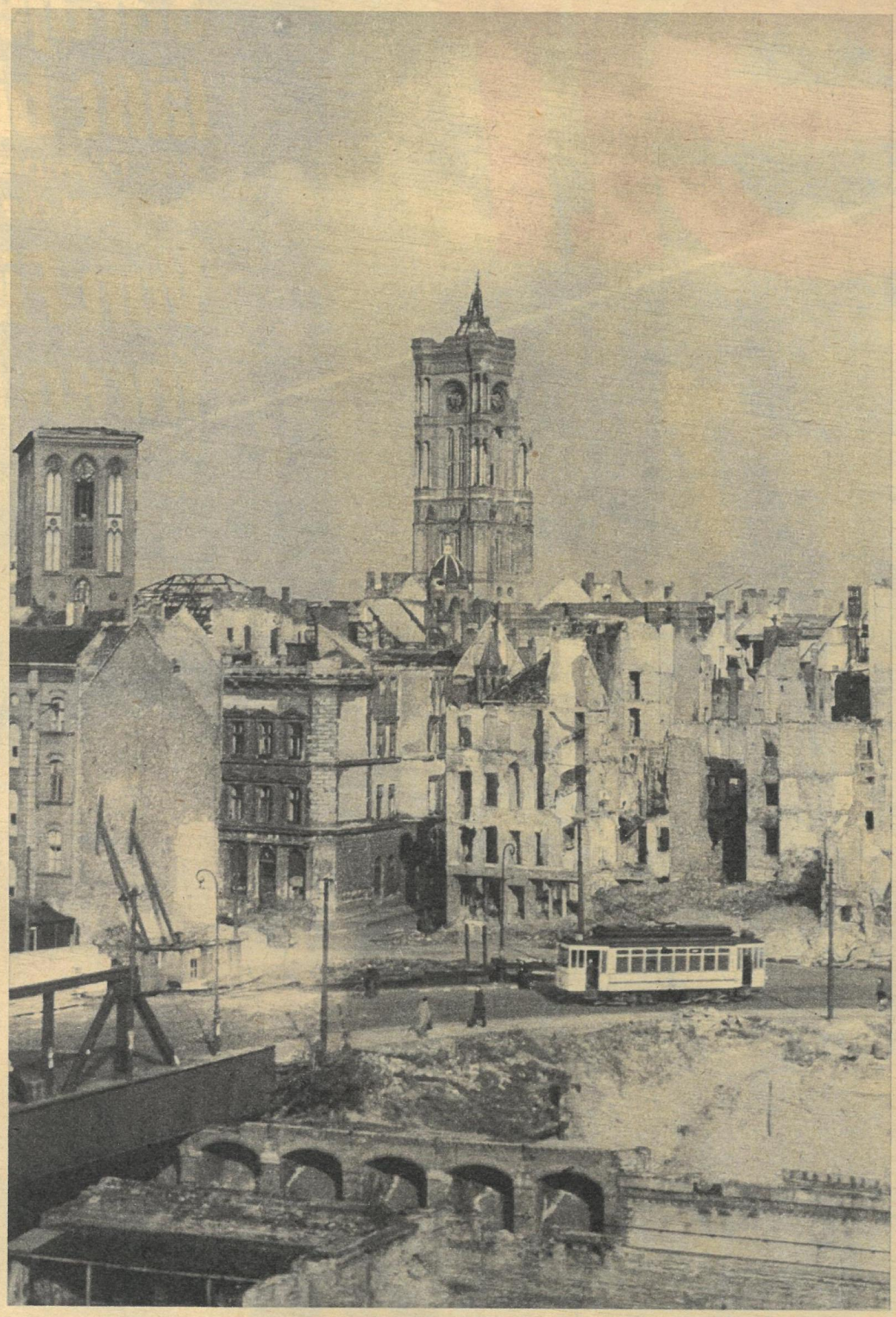
Tourismus
Scheki – ein neues Reiseziel im Transkaukasus **Seite 50**

Verhaltensforschung
Benehmen im Korallenriff **Seite 52**

Titelbild
Hartmut Giseke, Operator für Lichtbogenschweißroboter, fotografierte Alfred Paszkowiak

Redaktionsschluß für dieses Heft: **2. 1. 84**

★ Im Blickpunkt



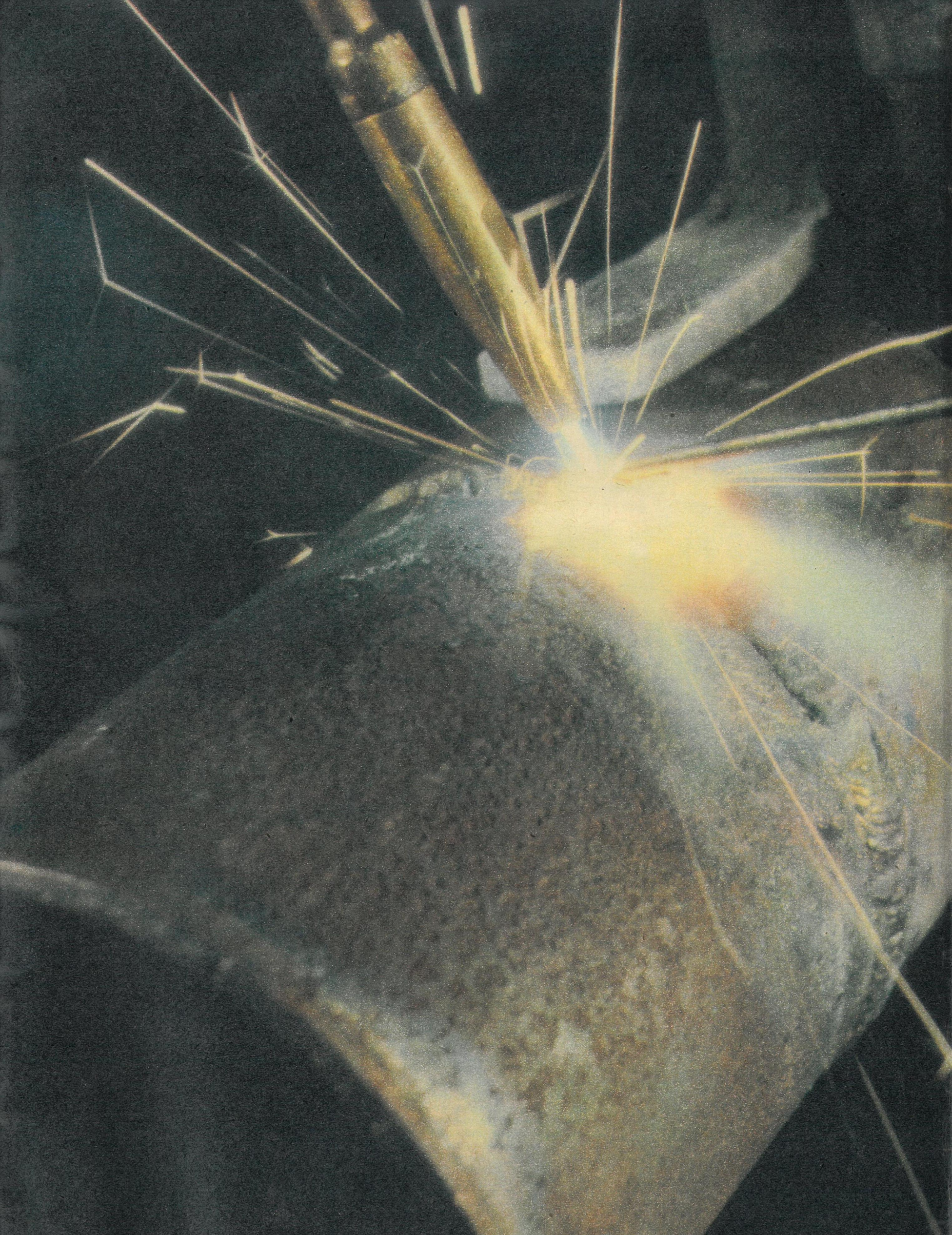
Man kann sich an Gutes schnell gewöhnen.
Über den Rathauspassagen mit den vielen schönen Läden wohnt meine Enkelin. Seit ein paar Monaten geht sie zur Schule, die liegt jenseits des Fernsehturms hinter der Markthalle und ist neu wie alles ringsum. Silke hat ein eigenes Zimmer, mit hellen Möbeln und einer Unmenge von Puppen und Autos. Jetzt ist ein Klavier dazugekommen, Onkel und Tante, kinderlos, haben tief in die Tasche gegriffen. Zweimal in der Woche singt und springt Silke im Haus der jungen Talente, im Kinder- und Jugendensemble „Musik und Bewegung", das Lieder in fast 20 Sprachen hat, Lieder, die von Freundschaft und Solidarität erzählen oder einfach nur von kleinen Dingen, die das Leben freundlich machen. Eines fängt so an:

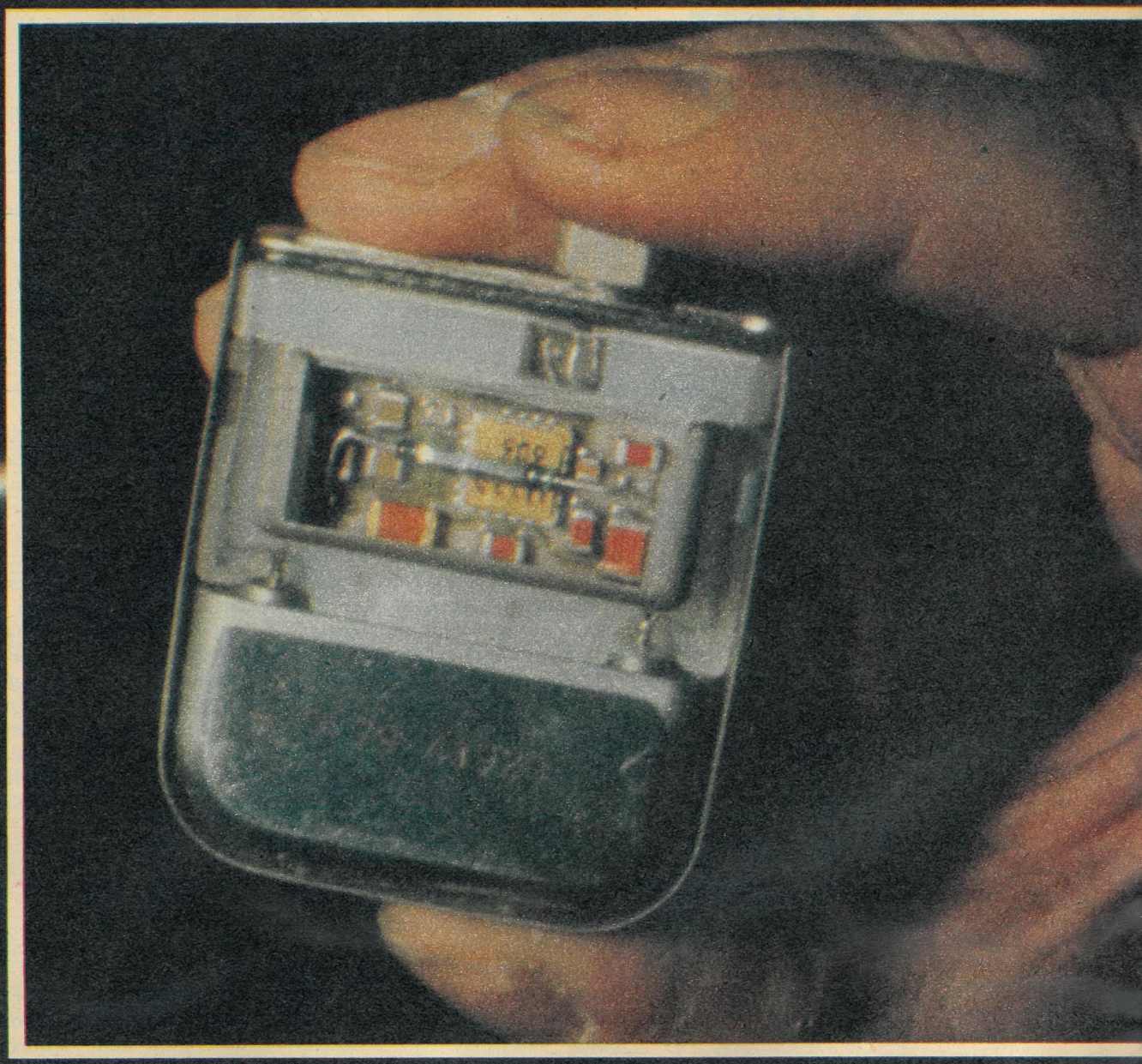
Meine Enkelin in der Rathausstraße

„Guckt was Grünes aus der Erde / Wird ein großer, starker Baum / Daß ich auch mal so groß werde / Ist bestimmt nicht nur ein Traum."
Tänzerin möchte Silke werden oder Tierärztin oder Sportlerin, das ändert sich von Woche zu Woche. Jeden Tag bringt sie etwas aus der Schule mit, eine Zahl etwa oder einen Buchstaben. Kurz vor Weihnachten war es das „d", „Frieden" hieß eines der Worte, das ihr die Lehrerin zu schreiben aufgab. „Ein frohes Fest für meine Eltern, für uns alle Frieden auf der Welt", lautete der ganze, ungeheuer lange Text, den sie schwer zu Papier gebracht und leichthändig mit grünen Zweigen und einer Sonne geschmückt hatte.
Eine kleine Geschichte. Austauschbar Name, Stadt und Straße. DDR-Alltägliches. Nicht mehr. Aber auch nicht weniger.
Im Archiv habe ich zwei alte Fotos gefunden. Die Gegend um den Rathausturm nach Kriegsende, notdürftig aufgeräumt, immerhin konnte eine Straßenbahn fahren. Und die Rathausstraße gegen Anfang der fünfziger Jahre, recht ordentlich schon, mit junger HO und „pulsierendem Leben", wie der Autor stolz auf der Rückseite vermerkte. Zeitlich dazwischen jener 6. Oktober vor noch nicht 35 Jahren, an dem wir, junge Leute aus allen Teilen des Landes, den Vorabend der Staatsgründung mit einem Fackelzug Unter den Linden feierten. Was wir wollten, ist geworden, rings um das Rote Rathaus und an tausend anderen Plätzen auch. Schnell kann man an Gutes sich gewöhnen...
Aber sie haben uns nun diese amerikanischen Raketen vor die Tür gesetzt, die Welt ist in eine neue, vielleicht die gefährlichste Periode der Nachkriegsentwicklung eingetreten. Halten wir mit unserer Arbeit dagegen. Jeder für sich, alle zusammen, mehr als gewohnt. Silkes Lied hat eine zweite Strophe: „Braucht mein Freund, der Baum, zum Wachsen / Erde, Wasser, Sonnenlicht / Brauche ich zum Wachsen Frieden / Krieg brauchen wir beide nicht."

Fritz Jahn

Fotos: ZB, Archiv, Steinberg





Seit fast anderthalb Jahrhunderten ist die fauchende Schweißflamme bekannt. Der Herzschrittmacher (rechts) wird dagegen mit einem Laserstrahl verschweißt. Die Schweißnaht ist nicht stärker als zwei Menschenhaare.

IDEEN, HERZ UND FLAMME

Raumschiffe und Gartenschubkarren, Erdölleitungen und Lokomotiven, Autos und Hochhäuser, Hochseejachten und Herzschrittmacher tragen Schweißnähte, Millionen Kilometer lang. Professor Dr. Werner Gilde, Direktor des Zentralinstituts für Schweißtechnik der DDR, sprach mit FW-Reportern Dieter Heimlich (Text) und Alfred Paszkowiak (Fotos) über den Sinn von Forschung — die Bedürfnisse der kommenden Jahre.

Ideen, Herz und Flamme

FW-Gesprächspartner: Werner Gilde,

Dr., Dr. h. c., Professor, zweifacher Nationalpreisträger, Held der Arbeit, Träger des Vaterländischen Verdienstordens und vieler anderer Auszeichnungen, Jahrgang 1920, kam nach seiner Promotion in Göttingen 1948 nach Unterwellenborn. Der heutige Direktor des Zentralinstituts für Schweißtechnik der DDR (seit 1953), erwarb Diplome als Schweißingenieur und Plastanwendungsingenieur, ist Inhaber von etwa 50 Patenten, Autor von über 200 wissenschaftlichen Arbeiten, populärwissenschaftlichen Büchern wie „Ideen muß man haben" (1969), „Seltsames um den gesunden Menschenverstand" (1976, beide Titel mit Co-Autoren), „Gespiegelte Welt" (1979), aber auch belletristischer Arbeiten wie „Plaudereien eines Leibwächters" (1976), „Für 1000 Dollar um die Welt" und „Leben ohne Rückfahrkarte" (bis 1983 in fünf Auflagen erschienen).

FW: Genosse Professor, in einem Ihrer Bücher, in „Ideen muß man haben", sagten Sie bereits 1969, daß für eine der Grundlagen sozialistischer Wirtschaftsordnung, den Plan, Ideen nötig sind. Sie haben in dieser Schrift Möglichkeiten angeregt, wie man zu Ideen gelangen, wie Ideenfindung gefördert werden kann. Aus dem ZIS, Ihrem Institut, sind zahlreiche technische Entwicklungen und Erfindungen hervorgegangen, die bewiesen: Sie hatten stets ein gutes Stück Vorlauf den Anforderungen der Wirtschaft gegenüber. Woher nehmen Sie Wissen und Erfahrung, was zum Beispiel bis 1990 bei Ihnen verwirklicht werden kann?

Gilde: Zuerst muß man sich darüber klar sein, daß die menschliche Phantasie noch nie ausgereicht hat, die Zukunft völlig zu erfasssen. Die Zukunft ist immer schneller, als wir denken. Aber man kann doch bestimmte Entwicklungsrichtungen einschätzen. Hier unterscheiden sich die Menschen: Es gibt welche, die können bestenfalls bis heute denken, und es gibt welche, die haben Phantasie. Nehmen Sie Jules Verne. Alles, was er geschrieben hat, ist in Erfüllung gegangen. Ein Forscher, der an verantwortlicher Stelle eines Industriezweiges oder indirekt für die gesamte Wirtschaft steht, muß eine durchaus zeitweilig ausschweifende Phantasie beweisen. Um sich vorstellen zu können: D a s wird einmal auf uns zukommen!

Freundschaft allein ...

FW: Vor genau 15 Jahren haben Mitarbeiter unserer Redaktion Sie besucht und auch Ihren langjährigen Arbeitspartner, Professor B. J. Paton in Kiew, ebenfalls Direktor eines Instituts für Schweißtechnik und inzwischen Präsident der Ukrainischen Akademie der Wissenschaften. Sind sie sich in dieser Haltung zur Prognose einig?

Gilde: Forschung muß ausgehen von den Bedürfnissen der kommenden Jahre. Nicht von den Bedürfnissen, die j e t z t existieren. Das wäre ein großer Irrtum! Sowohl Paton als auch ich leben in vielerlei Hinsicht in den Jahren 1985 bis 1990. Was wir jetzt an unseren Instituten einführen, das sind Ergebnisse der Überlegungen zwischen 1975 und 1983. Dann interessieren wir uns beide für Organisationsfragen, für die Motivation: Wie kommen Menschen dazu, daß sie g e r n arbeiten, Höchstleistungen vollbringen? Paton verfügt allerdings über einen viel größeren Rahmen. Alles ist zwanzigmal so groß wie in der DDR-Wirtschaft. Das bedeutet für uns im ZIS, daß wir nicht auf allen Gebieten des Paton-Instituts mithalten können. Auf bestimmten Gebieten müssen wir aber m i n d e s t e n s soviel leisten wie die Kollegen in Kiew, sonst sind wir auf die Dauer für sie uninteressant. Nur mit ‚Freundschaft' funktioniert da nichts. Freundschaft beruht auf Achtung, und Achtung beruht auf abgewogenen, gegenseitigen Leistungen.

FW: War das Prinzip schon anerkannt, als Sie einander kennenlernten?

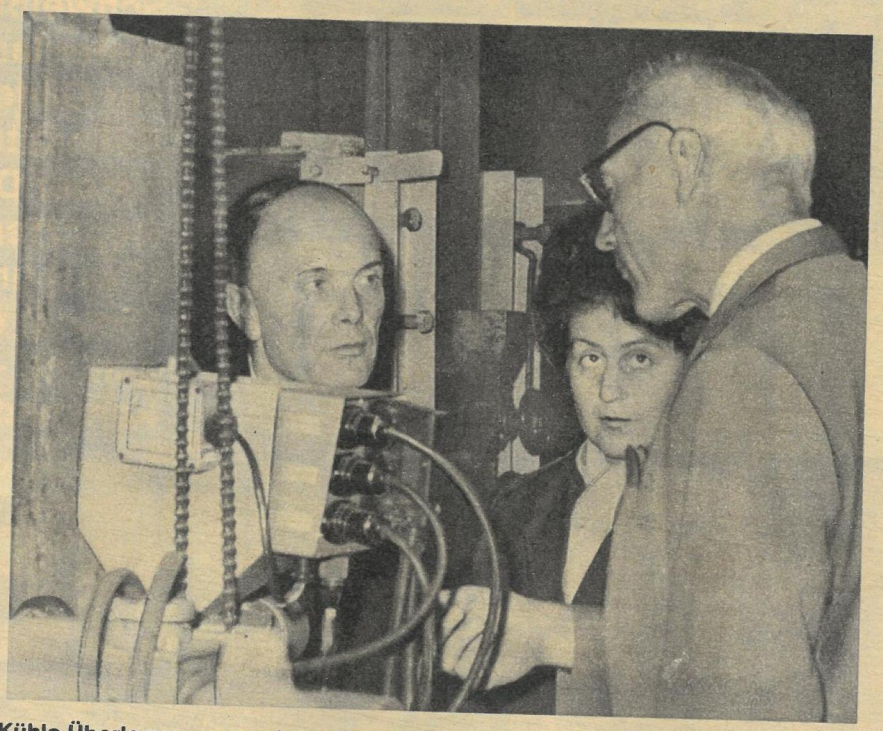
Gilde: Natürlich nicht! Wir kennen uns seit über 29 Jahren, und 1954 waren die Folgen des Krieges noch zu nahe. Damals saßen Leute einander gegenüber, die einmal aufeinander geschossen hatten. Es war nicht so ganz einfach, die Barriere des gegenseitigen Mißtrauens zu überwinden. Wir stammten doch aus einer Generation von Soldaten. Paton ist genauso alt wie ich. Dasselbe Problem gab es für seine und meine Mitarbeiter. Wir wurden sehr höflich, aber reserviert empfangen. Im Lauf der Jahre hat sich das alles sehr verändert. Zwischen vielen Mitarbeitern hat sich ein ganz persönliches Verhältnis herausgebildet, weil wir die gleichen fachlichen und politischen Ziele verfolgen, menschlich gleiche oder ähnliche Interessen haben.

FW: Soweit bekannt, führte Sie das Thema Elektroschweißen mit Professor Paton zusammen?

Gilde: Als wir uns kennenlernten, hatte ja eigentlich kein Mensch das Bedürfnis nach Schweißautomaten. Es gab Elektroden, und es waren Stromquellen für die Elektroden entwickelt worden. Dadurch war ein Regelkreis entstanden: Weil es bestimmte Elektroden gab, mußten entsprechende Stromquellen verwendet werden, und wegen dieser Stromquellen waren entsprechende Elektroden nötig. Damit waren alle Leute zufrieden. Nur ein paar Verrückte meinten, man müßte das Schweißen automatisieren. Der Vater von Boris J. Paton hatte als erster die Idee.

FW: Wollen Sie damit sagen, daß hier erst ein Bedürfnis geweckt werden mußte?

Gilde: 99,9 Prozent aller Schweißer, Ingenieure und Ökonomen sahen überhaupt kein Bedürfnis für die Automatisierung. Und so ist es geblieben: Für die Einführung neuer Technik müssen Bedürfnisse geweckt werden! Es ist nicht wahr, daß man Bedürfnisse bloß befriedigen muß, man muß auch Bedürfnisse wecken. Mal auf Ihren Beruf bezogen: Wer hatte ein Bedürfnis nach einer bunten Zeitung?



Kühle Überlegungen zu einem heißen Thema: Im Mai 1984 werden die Kontakte zwischen Prof. Dr. Gilde, Direktor des ZIS in Halle (Farbfoto rechts und rechts im Foto oben), zu Prof. Paton aus Kiew dreißig Jahre alt.

Arbeit geteilt durch Zeit

FW: Die Gründung Ihres Instituts fiel mit dem weiteren Aufbau der metallverarbeitenden Industrie in der DDR zeitlich zusammen. Trotzdem: Hatten Sie Schwierigkeiten zu beweisen, daß Ihre Vorstellungen künftig notwendig werden?

Gilde: Nun, dafür bezieht der Forscher ja sein Gehalt!

FW: Für seine Beweisfähigkeit?

Gilde: Ja. Das wird oft übersehen, daß Menschen Lohn oder Gehalt bekommen, um etwas dafür zu l e i s t e n ! Nicht für die Arbeit schlechthin. Leistung ist Arbeit geteilt durch Zeit. Das wird oft verwechselt, weil die Ökonomen es nicht ganz so scharf formulieren.

FW: Danke für die konsequente Formulierung. Was ich meinte: In unserer Republik war es gewiß schwer, die materiellen Voraussetzungen für Ihre großen Vorhaben in ökonomisch noch armseligen Nachkriegsjahren zu bekommen!

Gilde: Ja, aber es gehört mit dazu, einerseits ausschweifende Phantasie zu besitzen und andererseits zu wissen, was machbar ist. Niemand ist lächerlicher als der erfolglose Erfinder. Auf diesem Besucherstuhl sitzen oft Leute, die erzählen, sie hätten meine Bücher gelesen, und nun kämen sie, um Rat zu holen. Sie hätten etwas ganz Tolles erfunden, aber kein Mensch wollte es haben. Dann liegt die Schuld aber nicht bei d e n Leuten, sondern – um wieder auf Ihren Beruf zurückzukommen – bei dem, der seine Zeitung nicht verkauft!

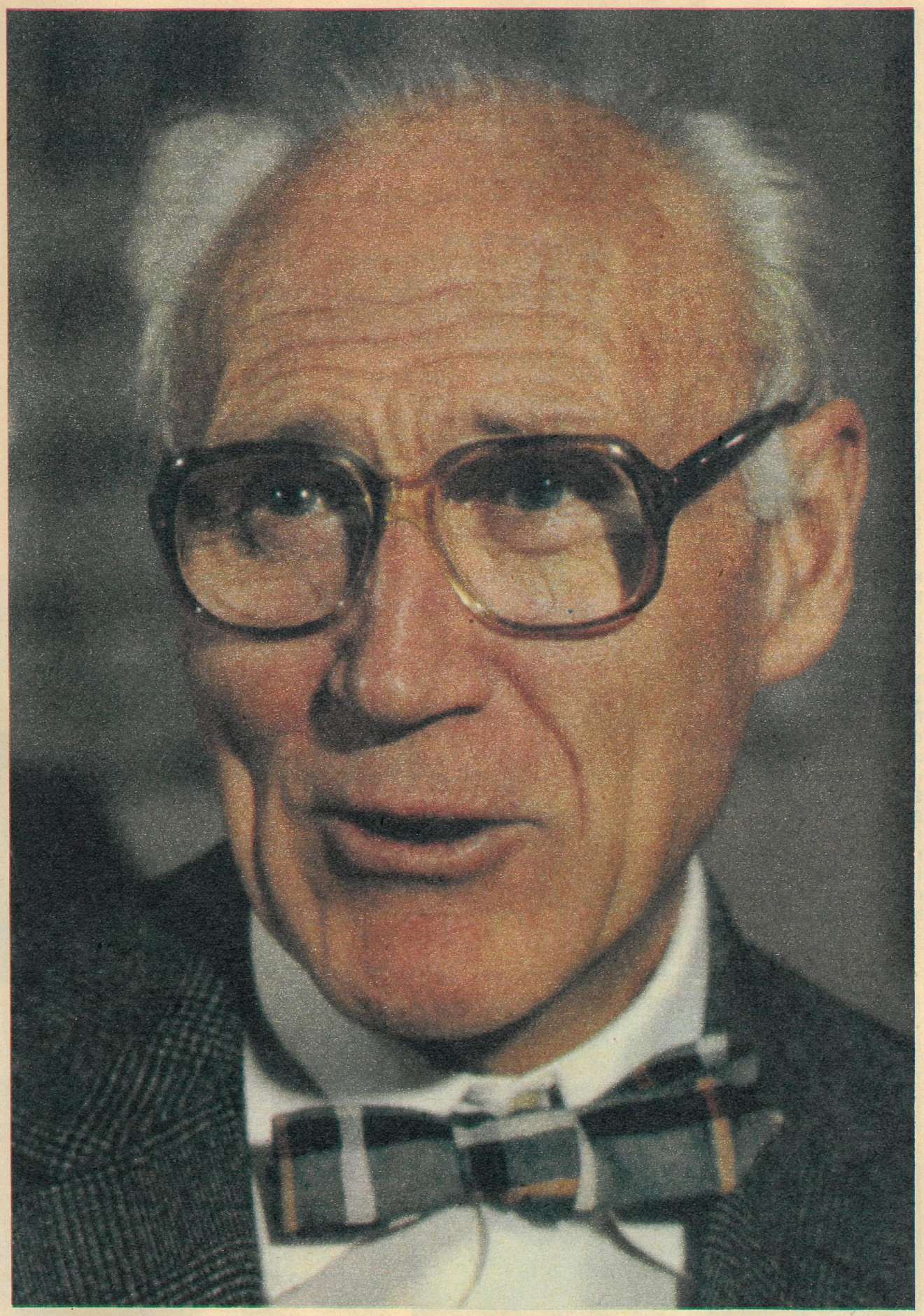
FW: Also müssen Erfindungen auch verkäuflich sein?

Gilde: Das Schöne an Radio oder Fernsehen ist, daß man sie abschalten kann, eine Zeitung braucht man nicht zu kaufen, eine Erfindung nicht zu nehmen. Aber die Leute erfinden nicht, um zu erfinden, sie wollen auch Geld dafür haben. Also müssen sie etwas über die Erfindung hinaus leisten, dazu gehört der „Verkauf" von Erfindungen. Sie verstehen, wie ich „Verkauf" meine?

Gelegentlich spazierengehen

FW: Schon, aber wie verhält es sich zwischen Partnern in zwei Ländern, deren ökonomische Interessen zwar im Großen übereinstimmen, deren Rechts- und Patentvorschriften vielleicht unterschiedlich sind! Wie geht zwischen Ihnen und Professor Paton die Zusammenarbeit praktisch vor sich?

Gilde: Jedes Jahr im Mai kommen die Direktoren der Forschungsinstitute des RGW zusammen. In einem speziellen RGW-Gremium besprechen sie, was sie so offiziell vorhaben. Es gibt 30 Themen, Pläne dafür, es wird festgelegt, wer was tut und wer die Federführung übernimmt. Wir arbeiten mit einer ganzen Reihe von Schwesterinstitutionen zusammen, aber es ist schon so, daß aufgrund ihrer Größe und



ihrer Leistungen das Paton-Institut und das ZIS eine gewisse Sonderstellung einnehmen. Dabei sitzen wir nicht den ganzen Tag über am Tisch, sondern wir gehen gelegentlich spazieren und sprechen dabei über Probleme, die nicht im Protokoll stehen, aber auch wichtig sind. Darüber hinaus besuchen die Chefs einander in regelmäßigen Abständen. Alle zwei Jahre unternehme ich eine große Reise, die Paton organisiert, und er kommt regelmäßig hierher. Dieses System pflanzt sich auf die Mitarbeiter fort.

FW: Erlauben Sie, daß ich auf den Teil der Frage zurückkomme, der sich aus der zweiseitigen Zusammenarbeit ergibt!

Gilde: Natürlich sind die meisten zweiseitigen Verträge zwischen uns und dem Paton-Institut abgeschlossen worden. Wo die Sowjetunion interessiert ist, wo wir besonders schnell sein müßten... Und dann gibt es schließlich noch die Möglichkeit anzurufen: Ich hab die und die Sorgen, können wir die Angelegenheit so oder so lösen? Vieles geht mit... sagen wir russischer Großzügigkeit und mit... mir fehlt das entsprechende deutsche Wort, vielleicht eben unbürokratisch zu.

FW: Um aufs Verkaufen zurückzukommen, wie funktioniert das?

Gilde: Naja, es fällt in der Sowjetunion insbesondere den russischen Kollegen schwer, sich vorzustellen, daß in der ganzen DDR nur so viele Menschen wohnen wie in Moskau und dessen Umgebung. Einem Georgier etwa fällt es leichter, so etwas zu verstehen. Am Anfang war auch Paton etwas fassungslos, wenn er ein Projekt vorschlug, das

Aus der Geschichte der Schweißtechnik

Hammerschweißen (Feuerschweißen, Preßschweißen) bereits vor Beginn der Zeitrechnung bekannt.

1782: Erste Schweißung mit elektrischem Strom durch G. Ch. Lichtenberg.

1840: Desbassayns de Richemont/Frankreich – Schweißverbindung mit einer Luft-Wasserstoff-Flamme („soudure autogène" = Autogen-Schweißung)

1848: W. E. Staite/England – Metallschweißung mit elektrischem Lichtbogen

1881: A. Knaud und E. Blass/Deutschland – Schweißen mit Wassergas

1887: N. N. Benardos/Rußland – Punktschweißen m. Kohleelektroden

1890: N. G. Slawjanow/Rußland – Vorschlag f. Schweißen mit Metallichtbögen (Elektrodenhandschweißen!)

1900: N. N. Benardos' Hinweis auf Schutzgasatmosphäre um den Lichtbogen

1901: E. Wies/Deutschland vervollkommnet Wasserstoff-Sauerstoff-Schweißung

1901: Fouché u. Piccard/Frankreich – erster Hochdruckbrenner f. Azetylen/Sauerstoff m. innerer Mischung

1919: van Nuys/USA – Versuche zur Schutzgasschweißung

1923: In d. Schweiz wird erstmals Dampfkessel elektr. geschweißt

1924/25: Erste automatische Lichtbogen-Schweißmasch./Deutschl.

1929: D. A. Dultschewski/UdSSR: Patent f. Lichtbogenschweißen unter Pulver

1933: A. Alexejew u. K. A. Kotschgerin/UdSSR – Automatische Wechselstromschweißung und i. d. USA Unterwasser-Lichtbogenschweißung

1938: K. K. Chrenew, S. T. Nasarow u. A. I. Tschistjakow/UdSSR arbeiten das automatische Lichtbogenschweißen mit granuliertem Pulver aus, weiterentwickelt von J. O. Paton (Vater)

1940: Schweißen thermoplastischer Kunststoffe/Deutschland

1940/41: Einführung des UP-Schweißens i. d. sowj. Industrie

1947/48: Elektr. Preßschweißen mit HF-Strömen i. d. UdSSR

1948: Sigma-Schweißen i. d. USA

1951: Einsatz des Elektro-Schlacke-Schweißens i. d. UdSSR

1952: Gründung des Zentralinstituts für Schweißtechnik der DDR (ZIS) in Halle

1972: Im RGW wird ein Arbeitsstab für die Koordinierung auf dem Gebiet d. Schweißtechnik (RAKOZ) gebildet

Ideen, Herz und Flamme

Schweißen von meterdicken Platten für irgendein Großkraftwerk, und wir dann sagten, nein, daran sind wir überhaupt nicht interessiert! Inzwischen hat er längst verstanden, daß wir unsere Interessen woandershin lenken müssen, weil unsere Möglichkeiten relativ begrenzt sind. Wir ließen nie einen Zweifel daran, daß wir die Interessen der DDR zu vertreten hatten, und man muß es immer wieder sagen: Die RGW-Beschlüsse wurden stets zum gegenseitigen Nutzen abgefaßt!

Natürlich kommt es vor, daß man sich streitet. Aber wir sind erwachsene Leute, man findet fachlich einen Ausweg, auch finanziell. „Wenn du das brauchen kannst, würden wir dieses übernehmen", so renkt sich das ganz schnell ein.

Schweißnaht-Kilometer

FW: Wir stehen vor der Aufgabe, den nächsten Fünfjahrplan vorzubereiten. Wenn Sie über diesen Zeitraum hinausgreifen, sagen wir zehn Jahre, in welche Richtung geht Ihr spezielles Interesse?

Gilde: Das größte Problem ist wohl die Schweißnahtdicke. Ich zeichne Ihnen das mal auf: Das hier, die Verbindung zwischen zwei Stahlteilen, ist die Kehlnaht. Kehlnähte machen etwa 80 Prozent aller Schweißnähte aus. Ein 10 000-Tonnen-Schiff hat vielleicht 180 Kilometer Schweißnähte, davon sind 150 Kilometer Kehlnaht. Wir arbeiten nach Berechnungsmethoden, die uralt sind. Im ZIS und in anderen Einrichtungen wurde bewiesen, daß die Kräfte so verteilt sind, daß es ausreicht, wenn die Nähte dünner sind. Wenn Sie sich vorstellen, daß Hunderttausende, ja Millionen Kilometer Schweißnaht nicht fünf Millimeter, sondern vier Millimeter stark werden, dann haben Sie einen zehnmal höheren Nutzen auf einmal!

FW: Wenn das errechnet wurde, weshalb wird es nicht sofort in die Praxis überführt?

Gilde: Das ist eine Aufgabe für die nächsten fünf bis zehn Jahre. Und zwar ist das eine internationale Aufgabe. Es genügt nicht, daß wir im ZIS davon überzeugt sind, es genügt auch nicht, daß wir die DDR-Standards danach ausrichten, sondern wir müssen mit unserer Qualität so überzeugen, daß die sowjetischen und auch die kapitalistischen Standards verändert werden, sonst kaufen die uns das nicht ab. Das ist ein charakteristisches Beispiel: Es genügt nicht, es in der DDR zu wissen, wir müssen es der ganzen Welt verkaufen!

FW: Nur mit der Einsparung von Material und der Anwendung neuer Technologie wird unsere Wirtschaft höhere Leistungen erreichen, deshalb die Frage nach dem Zeitpunkt, zu dem solch wichtige Neuerung eingeführt wird!

Gilde: Dazu muß ich noch sagen: Ein Schweißer arbeitet unzuverlässig, der arbeitet mal ein bißchen dicker, mal ein bißchen dünner. Mit unseren Automaten sind wir in der Lage, gleichmäßiger zu schweißen. Es gibt jetzt schon Beispiele dafür, daß mit Hilfe von Robotern in der Kehlnahtstärke heruntergegangen wurde, zum Beispiel im VEB Nobas, Nordhausen.

Die Aufgabe der nächsten Jahre ist es, Sensoren und Roboter zu entwickeln, die auf Knopfdruck eine Kehlnaht schweißen, vier Millimeter stark, plus/minus 0,0001! Hier haben Sie ein Beispiel, wie aus theoretischen Überlegungen praktische Anforderungen entstehen. Die technische Aufgabe lautet: Mache einen Sensor, der die Stärke der Schweißnaht ganz genau einhält!

FW: Entwickeln Sie auch Elektrikbauteile?

Gilde: Nein, wir kaufen Elektronik, wie Sie Ihren Fernseher kaufen, als ein Produkt, das die Spezialisten zusammensetzen.

FW: Aber jedenfalls werden die Sensoren für Ihre Zwecke hier im Hause entwickelt?

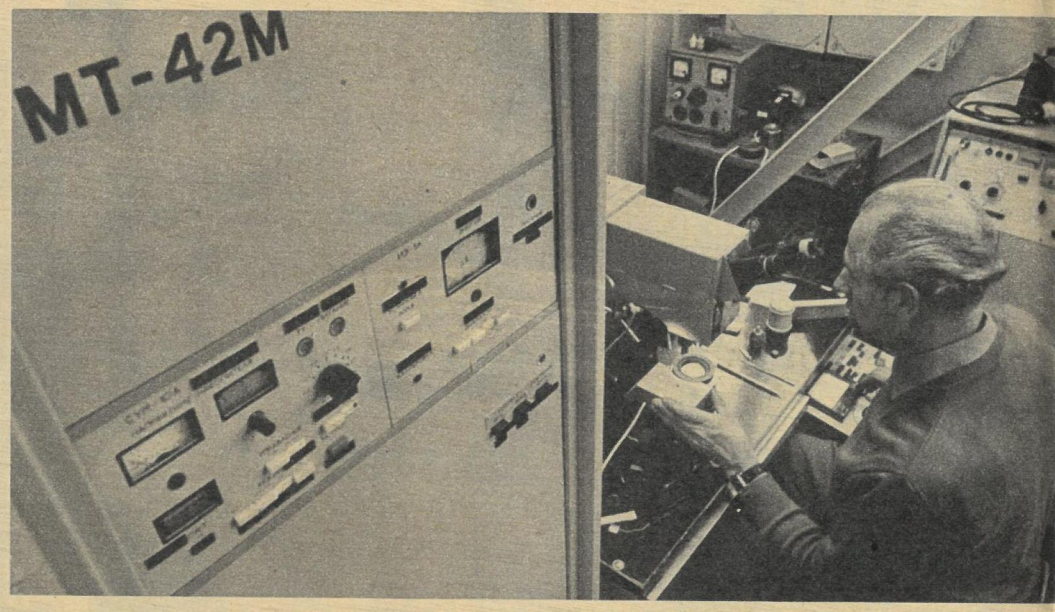
Gilde: Die werden nicht, sie sind!

Geist statt Stahl

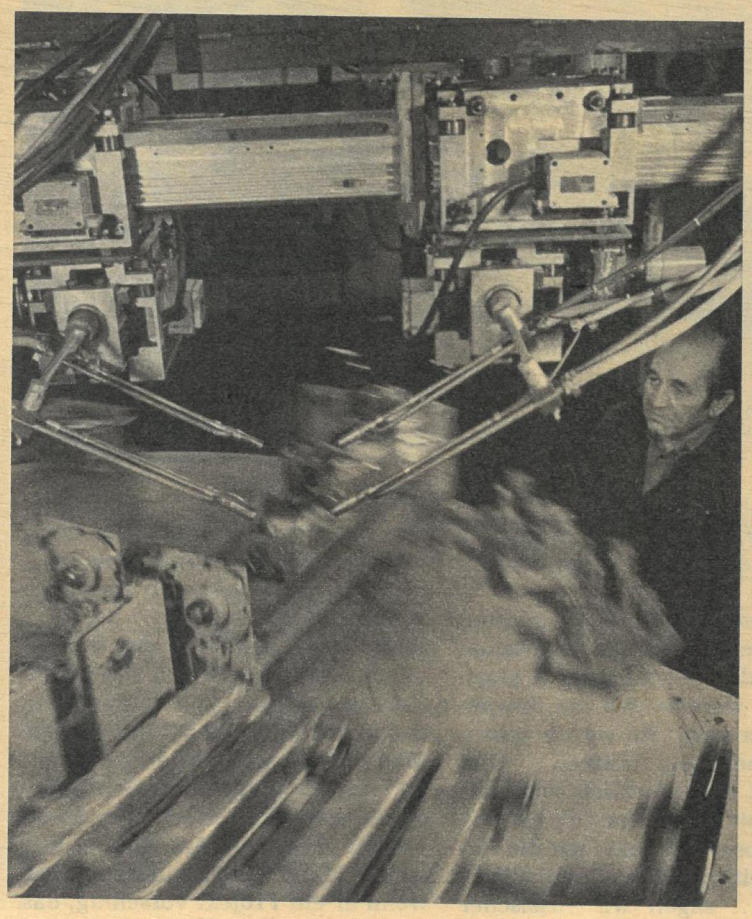
FW: Vielleicht lassen sich nicht alle Erfolge, alle Erzeugnisse des ZIS mit internationalem Niveau aufzählen, aber vielleicht können Sie eines der erfolgreichsten „Kinder" des ZIS nennen?

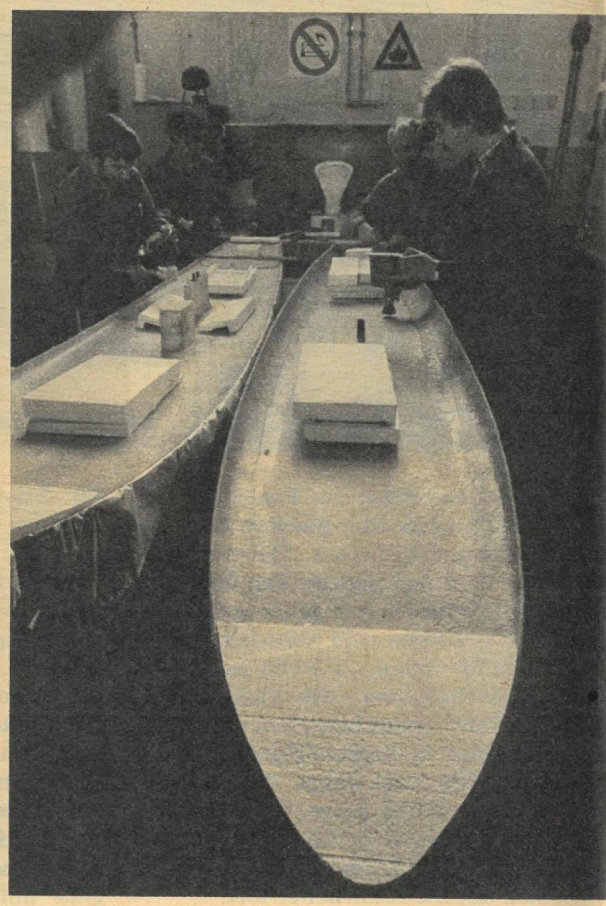
Gilde: Eines der ersten Dinge war das heutige Pulver für die Schweißtechnik. Dadurch wurde die Automatisierung überhaupt erst möglich, das war im Jahre 1957. Man spricht heute gern von Spitzenleistung und Weltniveau, da ist ja was dran. Aber: Von einem Weltniveau kann man nicht leben. Sondern man braucht einen Berg mit einer möglichst breiten Basis und einer breiten Spitze, wenn man sich die Forschung als Berg vorstellt. Mal an einem Beispiel abgebildet: Um einen einfachen Schweißbrenner zu entwickeln und ihn anschließend zu bauen, müssen in 32 Fabriken neue Produktionen aufgenommen werden. Das Ding hat hinterher einen Wert von hundert Mark. Die Entwicklungskosten liegen bei zehn- bis zwanzigtausend Mark. Und dazu muß man mit über 30 Betrieben reden, damit die bereit sind, eine Produktion aufzunehmen; hier eine kleine Feder, dort ein Schräubchen oder ein gebohrtes Messingstück dazu. Die größte Weltspitzenleistung nutzt nichts, wenn Sie 32 Betriebe brauchen und nur 31 finden! Deshalb das Bild mit der breiten Spitze.

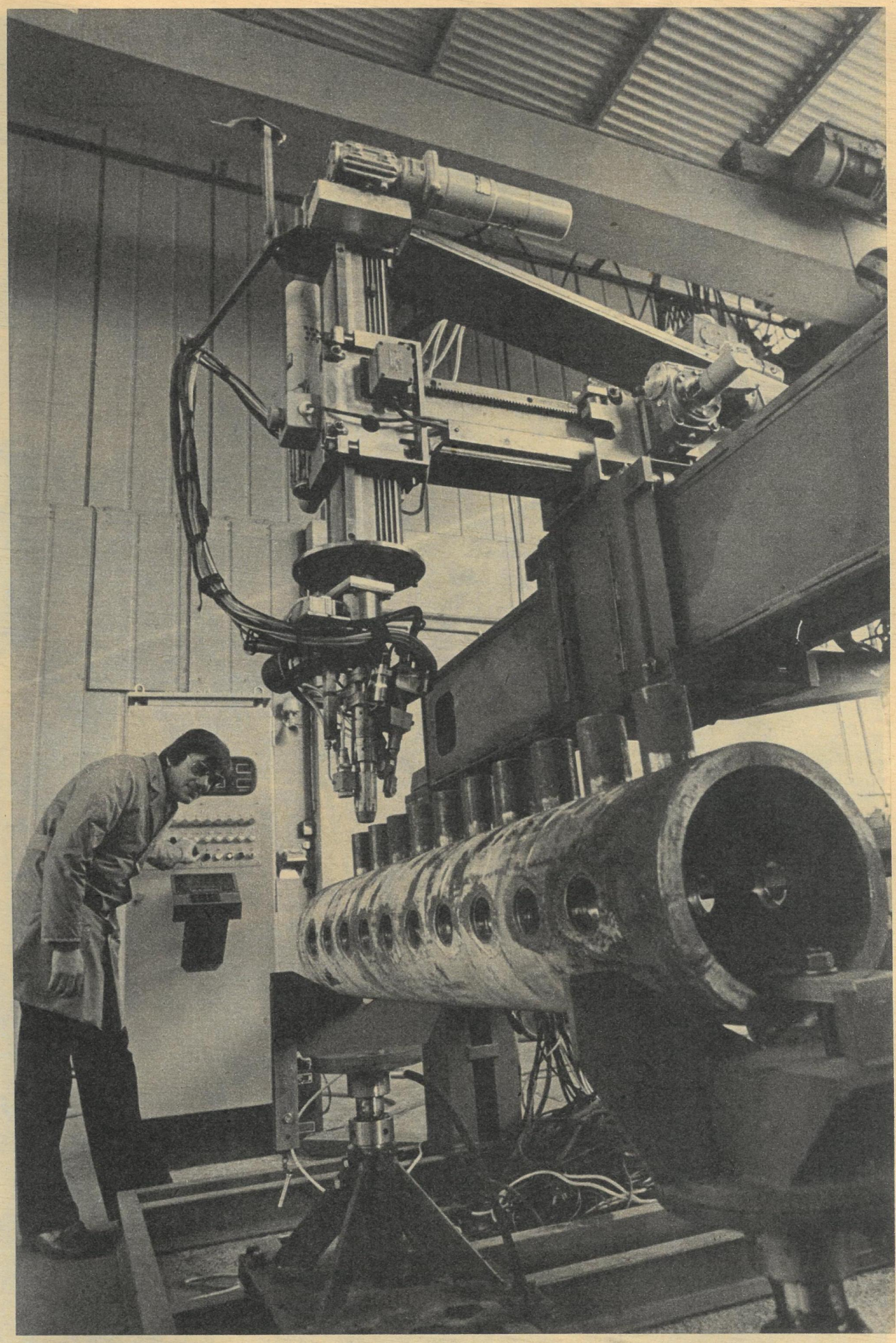
FW: Was aber geschieht mit einer Entwicklung, die wir in der DDR nicht produzieren können? Kann man darüber reden?



Mit und ohne Feuer und Flamme: Im ZIS werden alle Verbindungen erprobt, vom Schweißen mit dem Laserstrahl (Foto rechts) über das Löten (unten links ein Automat für die Frühjahrsmesse!) und das Kleben (unten rechts Versuche mit Surfbrettern) bis zu dem Schweißen mit Robotern (rechts oben ein Lichtbogenschweißautomat, der Rohrstutzen für den Dampferzeugerbau bearbeitet).







Aus den Eckzahlen der produktionswirksamen Tätigkeit des ZIS, 1983:

Beratungen:	5691
Betriebseinsätze:	1622
Technologien:	309
Berechnungs- und Gestaltungsunterlagen	26
Veröffentlichungen	238
Vorträge	632
Patente (hinterlegt):	65
Patente (Anzahl der Bearbeiter):	196
Erfindungen:	109
Neuerervorschläge:	151

Gilde: Erst mal soll man über alles reden und überall die Wahrheit sagen. Wir sind uns wohl einig, daß ein so kleines Land wie unseres eben in der Produktion seine Grenzen hat. Ein Forscher muß sich damit abfinden, daß er unter Umständen etwas entwickelt, das aus irgendwelchen Gründen nicht produziert werden kann. Aber das kann niemals heißen, daß er deshalb nicht an einem Vorhaben forscht. Denn ob etwas produziert werden kann oder nicht, das weiß man im voraus nie. Nun gibt es natürlich Leute, die argumentieren andersrum. Die sagen, man soll nur das entwickeln, was auch produziert werden kann. Aber wenn man im voraus weiß, was produziert werden kann, braucht man es nicht zu erfinden! Das ist der eine Grund. Der andere: W e i l wir ein kleines Land sind, müssen wir uns bemühen, immaterielle Güter zu verkaufen, also Geist. Das kostet nicht viel. Teuer sind Stahl und Kupfer. Wenn man Geist nach Finnland, in die USA, nach Japan verkaufen kann, dann soll man das tun. Es ist der günstigste Export, den es gibt. Denn wenn ich Staubsauger exportiere, fehlen sie bei uns. Wenn ich Geist exportiere, merkt niemand, daß er fehlt!

FW: In diesem 35. Jahr der Republik begehen Sie die dreißigjährige Zusammenarbeit mit dem Paton-Institut in Kiew. Ist das nicht eine schwierige Angelegenheit, wenn die Partner so weit auseinander sitzen?

Gilde: Die Entfernung zwischen Halle und Kiew ist kürzer als von Halle nach Rostock. Sie fahren anderthalb Stunden bis zum Flugplatz, dann warten Sie, weil die Abfertigung so lange dauert, dann kommt der Flug, gut zwei Stunden, macht viereinhalb Stunden. In viereinhalb Stunden kommen Sie nicht von Halle nach Rostock! Und es ist oft einfacher, nach Kiew zu telefonieren, als nach Berlin oder Tangermünde.

Wenn man von einem Kollektiv spricht, dann meinen die meisten Leute in der DDR, die Angehörigen eines Kollektivs müßten in der gleichen Halle arbeiten oder auf demselben Flur wohnen. Das ist beim heutigen Stand der Informationstechnik durchaus nicht der Fall. Leute, die kollektiv an einer Sache arbeiten, können durchaus 1000 Meilen auseinander wohnen. Sie können sich oft leichter verständigen, als wenn sie in Halle-Nord wohnen. Das sollte bedenken, wer wissen will, weshalb wir gerne mit Partnern im sozialistischen Lager zusammenarbeiten. Dazu kommen die persönlichen..., ich kann wohl sagen, H a r m o n i e n , die es zwischen den leitenden Mitarbeitern gibt.

FW: Welche persönlichen Neigungen teilen Sie denn mit Professor Paton?

Gilde: Es sind ja wohl Institutsdirektoren mit der Lupe zu suchen, die mit über sechzig noch aktiv Sport betreiben. Paton geht wöchentlich Tennis spielen, wenn das Wetter es erlaubt. Oder er ist auf dem Dnepr oder dem Schwarzen Meer, er läuft gern Wasserski. Und umgekehrt: Ich segel', war im letzten Sommer mit meinem Boot wieder in Tallinn. Ich reite jede Woche mehrere Male. Vor allem aber teilen wir gemeinsame Auffassungen über den Sinn der Forschung: Daß Forschung ausgehen muß von den Bedürfnissen der kommenden Jahre.

FW: Herzlichen Dank für das Gespräch!

Die Jahre haben unterschiedliches Gewicht im Kalender der Weltgeschichte. Das Jahr 1983 wiegt schwer.

Als dieses Jahr sich auf den Weg machte, taufte man es im Brüsseler NATO-Hauptquartier „Raketenjahr". In der DDR-Hauptstadt wurde es als „Marx-Jahr" deklariert. Man stellt sich die Frage: Wird man dereinst in den Geschichtsbüchern sagen ‚In diesem Jahr setzte die Menschheit die Schaufel zu ihrem Massengrab an' – oder wird man berichten: ‚In diesem Jahr gelang eine Bündelung der Kräfte der Vernunft, die eine dauerhafte Wende zum Guten einleitete? '

Zwei extreme Alternativen. Man glaubt, sie müßten sich gegenseitig ausschließen. Sie sind aber Ausdruck des heutigen Spannungsfeldes und Kräfteverhältnisses zwischen Sozialismus und Imperialismus, Frieden und Krieg, Fortschritt und Reaktion. Und wohin sich die Waage neigt, liegt maßgeblich in unserem Tagewerk begründet.

Was haben die 365 Tage des Jahres 1983 zur Beantwortung dieser Frage ausgerichtet?

Es war gewiß kein friedliches Jahr. Die Erde brennt an vielen Orten. Aber es war für unseren Kontinent das 38. Friedensjahr nach dem zweiten Weltkrieg. Und eine Geschichtsperiode, wo zwei Generationen in Frieden heranwachsen können, ist selten im Geschichtsbuch der Deutschen und Europäer. Das wurde erst möglich, nachdem jeder zweite Europäer Bürger eines sozialistischen Staates wurde und der reale Sozialismus das militärische Gleichgewicht errang. Man besänftigt nämlich keine Brandstifter durch die Abschaffung der Feuerwehr, sondern nur durch hohe Wachsamkeit und umsichtige Vorbeugung.

Und doch öffneten die Raketenplaner die Sektflaschen und sagten „Prosit" zur Stationierung der ersten neuen atomaren Erstschlagwaffen. ‚Lief doch besser als gedacht!', sagten sie, denn sie hatten viele Ängste. Nicht, um das Volk vor diesen Waffen zu schützen, sondern um diese Waffen vor dem Volk zu schützen! Da ist nämlich in den vier Jahren seit dem Raketenbeschluß Sturm aufgekommen in Westeuropa und quer über den Globus.

In Bonn, zum Beispiel, wollten sie ohne Debatte stationieren. Aber sie mußten debattieren, zwei Tage lang. Das war ihnen aufgezwungen von unten und außen.

Sie wollten die neuen Waffen – wie alle vorherigen – mit Fanfarenklängen präsentieren, doch sie mußten sie unter einem gewaltigen Tarnnetz demagogischer Argumente bei Nacht und Nebel hereinschleusen und zugleich versichern, man könne sie fix wieder fortschaffen.

Sie mußten sich in der Volksdebatte und auch in der Parlaments-

Potsdam, Pfingsten 1983: Abgesandte aus 36 Ländern vereinen sich zu einer machtvollen Friedensmanifestation.

Eine Betrachtung
von Günter Herlt

Weil Mut die Angst besiegt

debatte Wahrheiten anhören, die ihnen noch lange in den Ohren gellen werden. Und sie mußten zur Kenntnis nehmen, daß trotz der Beschwörung der „Gefahr aus dem Osten“ die Erkenntnis von der Gefahr aus dem Westen wächst, daß die „Schutzmacht USA“ sich als Schandmacht demaskiert und daß der Konsens zwischen Führung und Verführten einen tiefen Riß bekommen hat.

Die Planung und Vorbereitung imperialistischer Kriege ist nicht mehr ein „Herrenskat“ mit drei Figuren – Kapital, Militär, Politik – da sind Abermillionen „Kiebitze“ hinter den Tisch getreten. Die mischen mit, und nun erst recht!

Ist das allein die Gewähr für eine dauerhafte Wende zum Guten? Das wäre mir doch zu vage. Da der Imperialismus immer Machtpolitik betreibt, kann er nur durch eine reale Macht zur Änderung seiner Politik gezwungen werden. Die Friedensbewegung im Westen hat zwar die Straße, aber nicht die Macht. Daneben haben sich in den letzten Jahren einige Stimmen der Vernunft zu Wort gemeldet, die zwar klein an der Zahl, aber groß in ihrem Einfluß sind: Politiker, Wirtschaftskapitäne, Parteiführer, Abgeordnete, Leute also, die auf den Korridoren der Macht verkehren und Einfluß haben. Diesen Dialog fortzuführen beinhaltet auch eine Chance. Schließlich begreifen auch Stahlkönige, daß es besser ist, im Osthandel eine goldene Nase zu verdienen als in einem Ostfeldzug eine blutige Nase zu riskieren.

Dann ist da die große Staatengruppe der Nichtpaktgebundenen. Viele dieser Länder haben den Status von Entwicklungsländern, die auf Traktoren warten, während Panzer gebaut werden, die mit dem Preis für einen Atombomber ihre Völker ein ganzes Jahr ernähren könnten und die deshalb in allen internationalen Gremien für die Beendigung des Rüstungswettlaufes wirken.

Die wichtigste Chance liegt jedoch in der Stärkung des realen Sozialismus. Da der Imperialismus einen Dreifrontenkrieg gegen uns führt – mit der Wirtschaft, mit der Waffe und mit dem Wort – muß unsere Antwort in die ökonomische, militärische und ideologische Festigung des Sozialismus münden.

So bleibt unsere neue Welt unantastbar. So bleibt unser Glück planbar. So hat unser Tagewerk auch 1984 einen tiefen Sinn. Wir verteidigen den Frieden, um den Sozialismus ausbauen zu können. Wir bringen die Potenzen des Sozialismus zur Entfaltung, um den Frieden unangreifbar zu machen.

Foto: Lothar Willmann

Der Kongreß in Warschau

Die erfolgreiche Lösung der grundlegenden nationalen und sozialen Probleme Volkspolens ist nur durch die Zusammenarbeit mit der Sowjetunion und dank der Kraft der sozialistischen Gemeinschaft möglich gewesen. Diese Worte des wiedergewählten Vorsitzenden Stanislaw Wronski fand in der Diskussion auf dem XI. Kongreß der Gesellschaft für polnisch-sowjetische Freundschaft, der am 19. und 20. Dezember in Warschau tagte, hundertfach ihre praktische Bestätigung. Da berichtete der Schmelzer aus der „Huta Warszawa", die zusammen mit dem Moskauer Kombinat „Hammer und Sichel" zu den Begründern der Gesellschaft zählt, von den Millionen Tonnen Stahl, die Polen aus sowjetischem Erz schmolz. Da wurden der gemeinsame Raumflug ebenso angeführt wie die stabilen und verstärkten Warenund Rohstofflieferungen in den vergangenen schwierigen Jahren. Denn, so war immer wieder zu hören, gerade in der Not erkennt man, wer die wahren Freunde sind. Die Freundschaftsgesellschaft, Zielscheibe besonders heftiger und perfider Attacken des politischen Gegners, hat die ihr auferlegte Probe bestanden. Mehr noch: sie ist gestärkt aus ihr hervorgegangen, und die über 2,6 Millionen Mitglieder sind, wie es ein Kongreßteilnehmer formulierte, zum Gegenangriff angetreten. Der Beschluß, die Friedensresolution, in der die USA-Kreuzzugspolitik gebrandmarkt wird, und vor allem das Programm für die Arbeit in den Jahren 1984 bis 1988 legen davon Zeugnis ab. Und noch ein Aspekt spielte auf dem Kongreß eine große Rolle und wurde auch durch die Anwesenheit zahlreicher hochrangiger Delegationen von Schwestergesellschaften dokumentiert: die brüderliche Hilfe der anderen Länder der sozialistischen Gemeinschaft für Volkspolen generell und für die Freundschaftsorganisation im speziellen. Und so hat dann auch der Präsident der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft, Erich Mückenberger, unter dem Beifall der 720 Delegierten versichert: „Unsererseits werden wir alles tun, was zur weiteren Zusammenarbeit sowie zur Vertiefung der allseitigen Beziehungen der Freundschaft zwischen unseren Völkern und Ländern beiträgt." *Gerhard Kowalski*

Von Erfurt nach Esteli

Über ihre neuen Puppen konnten sich Jimena und Reina (Foto) zu Weihnachten freuen. Sie und die anderen Kinder der landwirtschaftlichen Kooperative „Noel Gamez" nahe der nordwestnikaraguanischen Stadt Esteli waren die ersten, die Spielzeug aus der Solidaritätsaktion der Pionierorganisation „Ernst Thälmann" in Empfang nehmen konnten. Begonnen hatte diese Aktion mit einem Aufruf Erfurter Pioniere, die im Sommer 1983 gemeinsame Ferientage mit jungen Nikaraguanern in der Pionierrepublik „Wilhelm Pieck" am Werbellinsee verbrachten. In der Zeitung „Trommel" schlugen sie anschließend ihren Altersgefährten in der gesamten Republik vor, den Kindern Nikaraguas eine Weihnachtsfreude zu bereiten. In kurzer Zeit trugen die Jung- und Thälmannpioniere mehrere Schiffsladungen Spielzeug zusammen. Am 5. November trat das sowjetische Motorschiff „Nowokuibyschewsk" von Rostock aus mit über 40 Tonnen Spielsachen an Bord die Reise über den Atlantik an. Am 30. November konnte Kapitän Anatoli Kotscherginski aus der Hafenstadt Corinto an die Pionierorganisation in der DDR kabeln: „Spielzeugfracht wohlbehalten angekommen." Eine durchaus nicht überflüssige Mitteilung, denn wenige Wochen zuvor waren Schiffe vor Corinto ebenso wie der Hafen selbst mehrmals Ziel konterrevolutionärer Anschläge gewesen. Unmittelbar nach Ankunft des Solidaritätsgeschenks begann die Sandinistische Kindervereinigung (ANS) „Luis Alfonso Velazquez" mit der Verteilung in den Nordgebieten des Landes. Trotz der in Nikaragua bestehenden strikten Benzinrationierung sorgte man dafür, daß das Spielzeug schnell seine Adressaten erreichte. Auf Beschluß der ANS erhielten es zuallererst jene Kinder, die in den von Bandenüberfällen betroffenen Gebieten unter besonders schwierigen Bedingungen leben. Eines der ersten Ziele war deshalb die Region Esteli, wo die Väter und Brüder vieler Kinder derzeit in den Reservebataillonen der Sandinistischen Volksarmee mobilisiert sind, um aus Honduras eingedrungene „Contras" zu bekämpfen. Bereits im Januar soll eine zweite Schiffsladung mit Spielzeug aus der DDR in Corinto eintreffen.

Bernd Gräßler

Der Ruf aus Budapest

„Die Leninsche Friedenspolitik in unseren Tagen." Das war Thema einer Beratung, die im Dezember führende Vertreter von Freundschaftsgesellschaften mit der Sowjetunion aus neun sozialistischen Ländern in der ungarischen Hauptstadt vereinte. Sie erörterten die Anstrengungen der UdSSR und der anderen sozialistischen Staaten zur Erhaltung des Friedens, zur Eindämmung des Wettrüstens und zur Fortsetzung des Entspannungsprozesses. Sinaida Kruglowa, Vorsitzende des Präsidiums der Sowjetischen Gesellschaften für Freundschaft und kulturelle Verbindungen mit dem Ausland, überbrachte die Grüße ihrer Organisation und würdigte die umfangreiche Arbeit der Freundschaftsgesellschaften zur Entlarvung der militaristischen Politik der NATO. Dr. Klaus Kurz, Mitglied und Sekretär des Präsidiums der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft, hatte in der Diskussion erklärt, daß die Freundschaftsorganisation in der DDR jetzt verstärkt und erst recht die Aufgabe habe, die Wahrheit über die Friedensinitiativen der Sowjetunion zu verbreiten. Zum Abschluß ihrer Beratungen nahmen die Teilnehmer in Budapest einen Appel an, der an alle Freunde der Sowjetunion, an alle Friedenskämpfer in der Welt gerichtet ist. In dem Dokument heißt es: „Wir Teilnehmer des Treffens unterstützen entschieden die Deklaration, die während des konsultativen Treffens der führenden Repräsentanten der Länder des Warschauer Vertrages in Prag angenommen wurde, sowie die Ergebnisse der Moskauer Beratung der führenden Repräsentanten der sozialistischen Bruderländer und wenden uns an Euch, an die friedliebende Öffentlichkeit des Erdballs, auf die neuen Friedensaufrufe zu antworten und sich noch aktiver in den gemeinsamen Friedenskampf, für einen Stopp des Wettrüstens, für die internationale Entspannung, für das gegenseitige Verstehen und die Zusammenarbeit der Völker einzusetzen!"

Alex Jung

Redaktion: Horst Goldschmidt; Foto: B. Gräßler, B. Broksch, ADN/ZB, BTA, FW-Archiv

Jubiläum und Traditionen

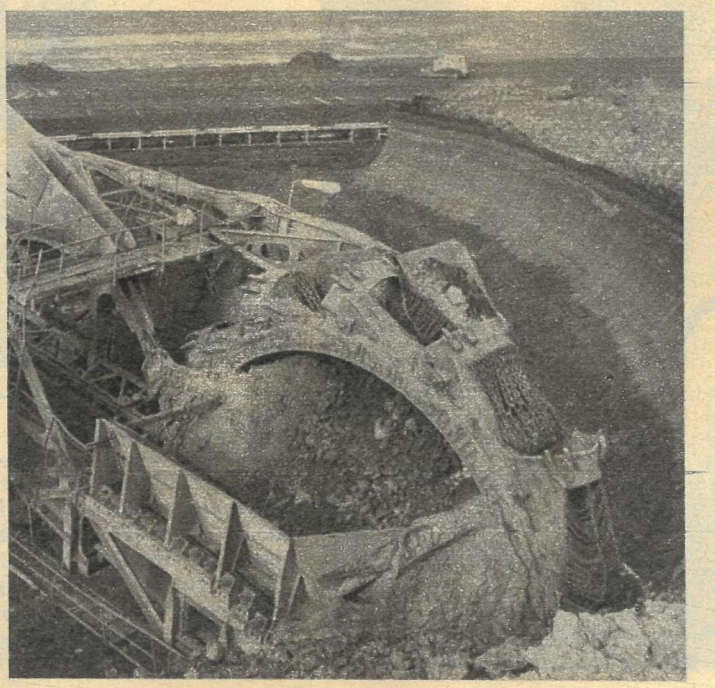
Vom Standort der neuen ESER-Rechenanlage (unser Foto) bis zum Traditionskabinett der Barkas-Werker in Karl-Marx-Stadt sind es nur ein paar Schritte. Hier, wo der kampfreichen Geschichte der Arbeiter dieses Betriebes ein Denkmal gesetzt wurde, gebührt jener dunkelroten Fahne ein Ehrenplatz, die Moskauer Automobilwerker im Jahre 1927 Chemnitzer Kommunisten überreicht hatten. Versteckt unter einer Gartenlaube oder eingemauert – stets sicherten Genossen sie vor dem faschistischen Zugriff bis zur Stunde der Befreiung. Von der Fahne aus der Hand sowjetischer Klassenbrüder bis zur 200. für die DDR bestimmten ESER-Anlage aus der UdSSR, die dem Barkas-Werk kürzlich übergeben wurde, spannt sich der Bogen lebendiger deutsch-sowjetischer Freundschaft. Zu ihr gehören auch die engen Partnerschaftsbeziehungen mit dem Kardanwellenwerk in Irkutsk, die bis ins Jahr '65 zurückreichen. Im Vorjahr erfolgte bereits zum fünften Male der Austausch von Arbeiterjugenddelegationen, verbunden mit einem vierwöchigen Einsatz in der Produktion. Über den unschätzbaren Nutzen solcher Gemeinschaftsarbeit gibt auch die 200. ESER-Anlage des Typs EC 1035 Aufschluß. Die durch ihren Einsatz mögliche Anwendung modernster Methoden der Datenverarbeitung gestattet es, die Programme in der Hälfte der Zeit zu realisieren und somit auch wesentlich mehr Programme aufzulegen. Die neue Anlage wird von mehreren Betrieben genutzt, wodurch auch aufwendige Verwaltungsarbeit entfällt. Die Anstrengungen der sozialistischen Brigaden „Robotron" und „EDV" und ihres Partners vom Technischen Zentrum Elektronorgtechnika in der DDR sowie des Kombinates ROBOTRON haben sich gelohnt. Sechs Wochen früher ging die Anlage in Betrieb. „Der neue Rechner, der über bedeutend mehr Möglichkeiten verfügt, soll nun schnell voll ausgelastet werden", sagte Schichtleiter Lothar Brand. Deshalb strebt das Kollektiv die rollende Woche mit täglich zwanzigstündiger Nutzung an. Bei Barkas sind sich alle einig: ESER steht als eines von immer mehr Symbolen für Freundschaft und Gemeinschaftsarbeit.

Peter Müller

UdSSR-Quartett im Finale

Garri Kasparow und Wassili Smyslow sowie Irina Lewitina und Lidija Semjonowa (von links nach rechts) haben die Kandidatenfinals zur Schachweltmeisterschaft der Männer und Frauen erreicht. Dort werden die vier im Frühjahr um das Recht spielen, die Titelverteidiger Anatoli Karpow und Maja Tschiburdanidse herauszufordern. So ist jetzt schon sicher, daß auch die beiden nächsten Weltmeister aus der Sowjetunion kommen werden. Den Londoner 7:4-Halbfinalsieg des zwanzigjährigen Kasparow über Kortschnoi (Schweiz) veranlaßte die englische Presse, von einem „Wunderknaben" zu schreiben, der das „Gehirn eines Computers" besitze und ein „auf natürliche Weise phantasievoller, genialer Spieler" sei. Mit viel Lorbeer bedacht wurde auch der zweiundsechzigjährige Smyslow, der – wie der international anerkannte Schach-Theoretiker und -Literat Alexej Suetin resümierte – 1948 erstmals zu den Titelbewerbern gehörte, 1957 bis 1958 Weltmeister war und die außergewöhnliche Gabe besitzt, sich nun schon 35 Jahre lang im Schach auf höchstem Niveau zu bewegen. „In diesem Alter", so Suetin, „war bisher kaum jemand im WM-Kampf so aktiv wie Smyslow. Jenseits der sechzig ist eigentlich nur Emanuel Lasker bei großen internationalen Begegnungen erfolgreich gewesen." Smyslow bezwang im WM-Halbfinale den dreißig Jahre jüngeren Ungarn Zoltan Ribli, dem seit langem ein hervorragendes Spiel ausgerechnet mit den schwarzen Steinen nachgesagt wird. Im Kandidatenfinale wird es nun zu einem in dieser Art bisher einmaligen Match kommen: Ein Zwanzigjähriger spielt gegen einen Zweiundsechzigjährigen – der eine könnte der Enkel des anderen sein! Übrigens wurden in London (Männer) sowie in Dubna und Sotschi (Frauen) drei Halbfinal-Begegnungen schon vorzeitig zu Ende geführt. Das Match Lewitina – Alexandria mußte um vier Partien verlängert werden. Ergebnis: 7,5:6,5 für Lewitina. *Frank Müller*

Strom aus der Mariza-Ebene



Drei Milliarden Tonnen der bulgarischen Kohlevorkommen lagern in der östlichen Mariza-Ebene. Grundlage dafür, daß hier der Wärmekraftwerkskomplex „Mariza-Istok" entstand, dessen erste Turbogruppe 1960 in Betrieb genommen wurde. Der Strom von Mariza-Istok ist der billigste, der in Bulgarien aus Kohle gewonnen wird, denn sie kommt aus Tagebauen in Kraftwerksnähe, so daß kaum Transportkosten entstehen. Die ersten beiden Wärmekraftwerke hier wurden auf der Basis der Kohleverbrennung nach vorheriger Trocknung errichtet. Inzwischen jedoch wird eine neue Technologie angewendet, die eine direkte Verbrennung der Kohle ermöglicht. Der ökonomische Nutzen beläuft sich allein für das Wärmekraftwerk „Mariza-Istok 3" auf 35 Millionen Lewa. Die drei Kraftwerke haben eine Gesamtkapazität von 1940 MW und produzieren etwa ein Viertel der bulgarischen Elektroenergie. Der Komplex wird ständig erweitert und modernisiert. Zur Zeit ist die Umstellung des zweiten Kraftwerkes auf die neue Technologie im Gange, und in naher Zukunft wird auch das erste rekonstruiert. Für das neunte Planjahrfünft (1985–1990) ist der Bau von zwei weiteren Energieblocks mit einer Kapazität von je 440 MW (der Bau eines vierten Kraftwerks begann 1983) und von zwei anderen mit einer Kapazität von je 210 MW vorgesehen. Wenn von diesem Kraftwerkskomplex die Rede ist, darf der Beitrag der DDR bei dessen Auf- und Ausbau nicht unerwähnt bleiben. Seit 25 Jahren liefert die DDR entsprechende Technik für die Kohlegewinnung in Tagebauen (unser Foto). Auf den Abbau-Objekten befinden sich ständig DDR-Spezialisten, die die Maschinen und Anlagen montieren oder ihre bulgarischen Kollegen einweisen. Elektrofilter für die Schornsteine der Kraftwerke kommen ebenfalls aus der DDR. Mit ihnen wurde eine 99,7prozentige Reinigung der Abgase erreicht.

Bojko Pangelow, Sofia

● Am Rande

Angesichts der alljährlichen Weihnachts- und Neujahrspostflut ist einem mitfühlenden Bürger in Ploiesti (Rumänien) der Gedanke gekommen, die physische Jah-

resleistung eines Postzustellers zu ermitteln. Demzufolge hat in der bekannten Stadt des Erdöls ein Postbote fünf Tonnen Post pro Jahr auszutragen. Arbeitet er 250 Tage im Jahr, wiegt sein Tagesquantum 20 Kilo; die Briefe, Zeitungen, Päckchen und Geldüberweisungen eines Jahres übereinandergestapelt ließen einen Turm wachsen – höher als das Hotel „Stadt Berlin". Dieser Postturm ist übers Jahr an etwa 35 000 Empfänger zu verteilen, insgesamt 6500 Kilometer muß ein Ploiestier Postillon zurücklegen. Genug Bewegung für ein gesundes Leben. Postboten, sagt man, leben lange.

● Splitter

300 Meter hoch sind die höchsten Schlote der Wärmekraftwerke Tusimice, Vojany und Nováky in der ČSSR.

Drei Loks zogen den bisher schwersten sowjetischen Eisenbahnzug von 2364 Meter Länge. 15 124 Tonnen Kohle wurden auf einmal von Ekibastus nach Tobol befördert.

In 65 Länder wird Glas und Haushaltsporzellan aus dem vor zwanzig Jahren errichteten Werk in Rasgrad (Bulgarien) exportiert.

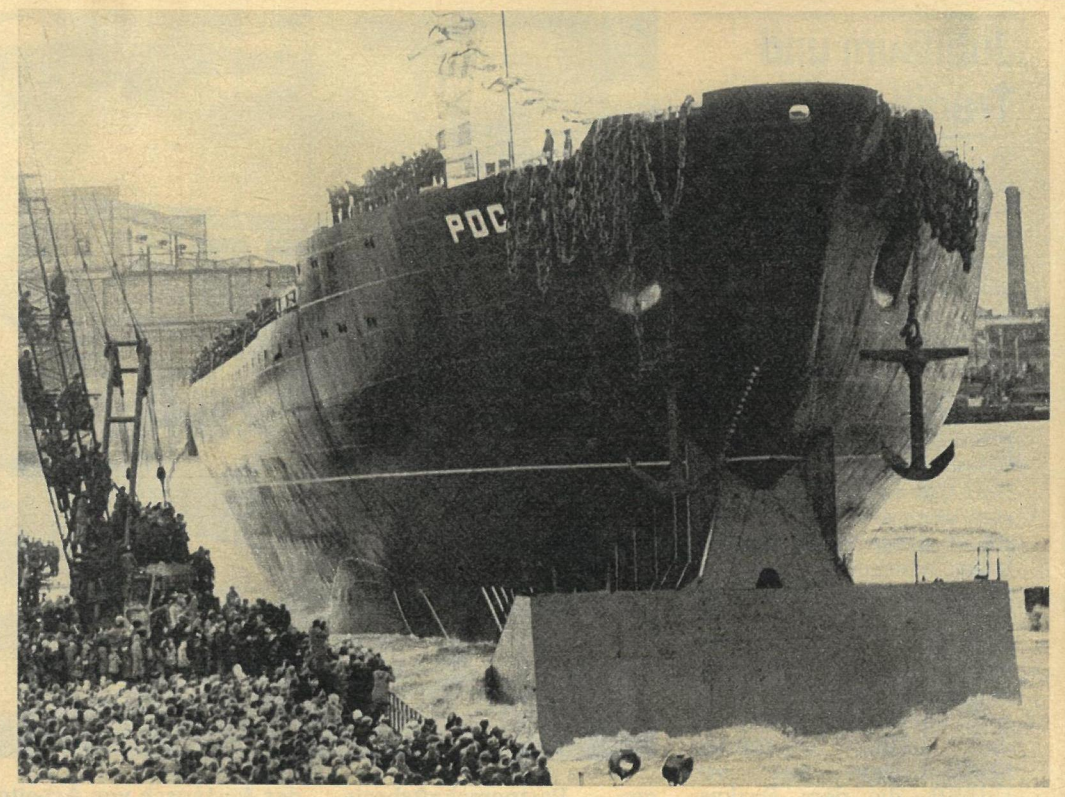
In Paks (Ungarn) entsteht mit RGW-Hilfe ein Kernkraftwerk. Vor kurzem wurde die erste Stufe in Betrieb genommen.

Deutsch als Muttersprache lernen gegenwärtig 3563 Schüler in der Altai-Region (UdSSR). Von ihren 48 Deutschlehrern haben vierzig einen Hochschulabschluß.

Auf 2 064 307 stieg die Einwohnerzahl Budapests nach jüngsten Angaben.

Eisknacker

Die Atomeisbrecherflottille der Sowjetunion – „Lenin", „Sibir" und „Breshnew" – erhält Verstärkung. Vor kurzem feierten die Leningrader Schiffsbauer den Stapellauf der „Rossija". Alle Abmessungen, die Antriebsleistung (75 000 PS) und die Zahl der Propeller entsprechen genau der „Breshnew" (siehe FW 22/83). Neu ist die Form der stoßmindernden Propellerflügel, sind die meisten Maschinen und Geräte, um die Betriebseigenschaften dieses eiswegebahnenden Schiffstyps weiter zu verbessern.



Weinernte

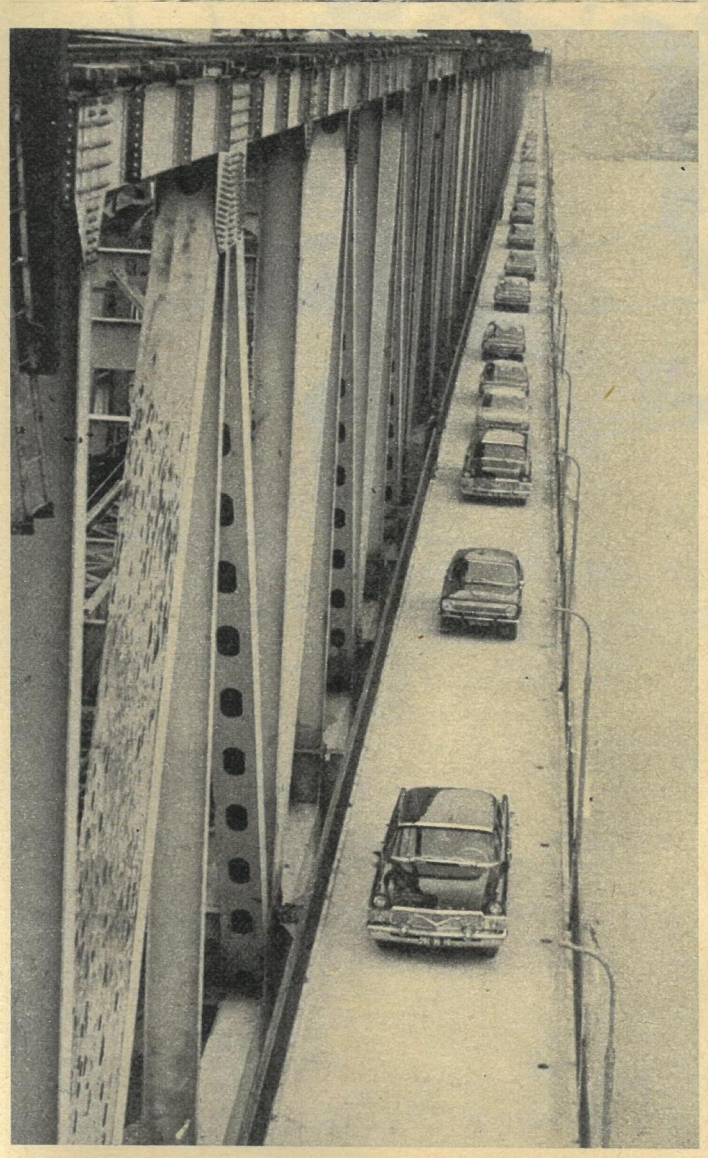
31 große Fässer und 17 kleine sind der Stolz der Winzer der LPG „Družba" in Kobaly. Im südmährischen Weinanbaugebiet wurden jetzt 62 Weinkeller mit altertümlicher Technik unter Denkmalschutz gestellt. Weinkenner sollten sich den Jahrgang 83 merken, ein weintraubenträchtiges Jahr für die ČSSR. Die böhmischen Trauben enthielten bis zu 18 Prozent Zucker, ein Drittel mehr als in den vorausgegangenen Jahren.

Eigenbauorgel

Wladimir Chromtschenko ist Musiklehrer und Kunstschnitzer. Er hatte sich vorgenommen, für die Musikschule in Jalta, an der er tätig ist, eine gute Konzertorgel zu bauen. Er hat es geschafft – autodidaktisch eignete er sich in siebenjähriger Probier- und Studierarbeit Kenntnisse in Akustik, Materialkunde und -bearbeitung, der Montage und des Stimmens an.

Doppeleffekt

Wissenschaftler des Belorussischen Instituts für Kernenergie (Foto oben) haben den flüssigen Wärmeüberträger im Kernreaktor erfolgreich durch dissoziierendes Gas ersetzt. Vorteil: Das Gas bremst die bei der Reaktion entstehenden Neutronen, die Sekundärbrennstoff erzeugen, nicht ab. Auf diese Weise versorgt sich das Kraftwerk mit zusätzlichem Brennstoff. Eine Form dieses Stickstoffoxyds mit den nötigen wärmephysikalischen Eigenschaften wird in künftigen Kernkraftwerken eingesetzt.



Olympiasurfer

Mit einer phantastischen Leistung empfahl sich der sowjetische Weltmeisterschaftsdritte, Edgar Terjochin, für die ersten Olympiawettkämpfe der Surfer dieses Jahr in Los Angeles. Der Rigaer bewältigte einen 363-Kilometer-Kurs in 30 Stunden und vier Minuten.

Havannakind

Gut behütet ist die kleine Maria aus Havanna. Nach dem Sieg der Volksrevolution am 1. Januar 1959 hat Kuba u. a. eine für Lateinamerika einmalige Gesundheitsfürsorge aufgebaut. Rund 500 Millionen Peso jährlich – zweiundzwanzigmal mehr als vor der Revolution – werden ausgegeben.

Brückenschlag

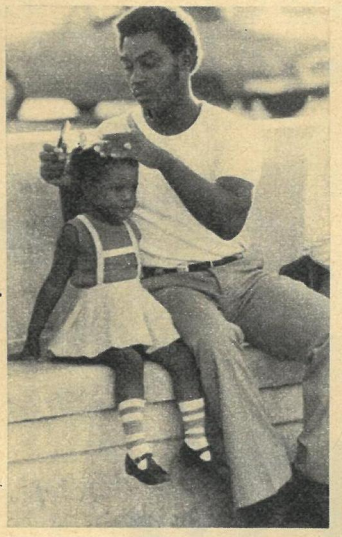
Die Erbauer der Thang-Long-Brücke über den Roten Fluß – 6500 vietnamesische Arbeiter und 100 sowjetische Ingenieure und Techniker – sind ein großes Stück vorangekommen. 1985 soll das imposante Bauwerk übergeben werden. Vor kurzem konnte die „untere Etage" dieser Straßen- und Eisenbahnbrücke eingeweiht werden. Ein mit den Porträts Lenins und Ho Chi Minhs geschmückter Zug rollte über die 5503 Meter lange Brücke. Ein Ehrenkonvoi begleitete ihn. Die Thang-Long-Brücke ist eines der bedeutendsten vietnamesisch-sowjetischen Gemeinschaftswerke.

Ärztekollegium

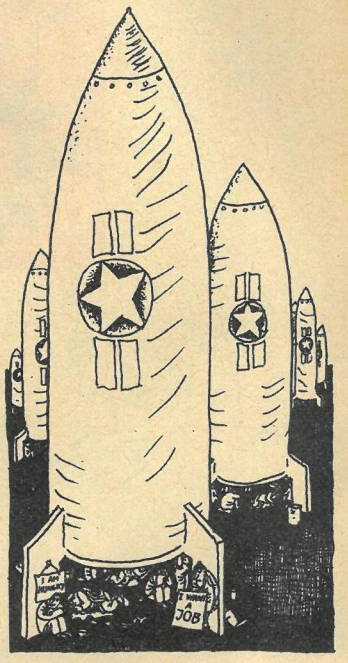
Großen Nutzen von der Zusammenarbeit der RGW-Länder im Gesundheitswesen hat die Mongolische Volksrepublik. Mit technischer und materieller Hilfe der Sowjetunion und anderer Bruderländer wurden und werden gebaut: ein onkologisches Zentrum, eine 600-Betten-Klinik, ein Zentrum zur Mütter- und Säuglingsfürsorge in Ulan-Bator und ein Krankenhaus mit 200 Plätzen in Erdenet. Mongolische Spezialisten für Krebs- und andere Geschwulstkrankheiten, ausgebildet in der UdSSR, praktizieren nunmehr seit einem Jahr im onkologischen Zentrum.

Ferienzeit

Als für DDR-Schüler die schöne Zeit der Weihnachtsferien schon fast vorbei war, begannen für ihre sowjetischen Freunde gerade die Winterferien (vom 29. Dezember bis 11. Januar). Auf Kamtschatka, in der Stadt Jelisowo, gab der Schneemann den Startschuß in die schulfreien Tage.



● Gefunden



Die US-Regierung stellt immer mehr Mittel zur Verfügung, um Unterkünfte für Obdachlose zu schaffen.

Aus „Das Volk"
(Zeichnung: Otto Damm)

● Kurz berichtet

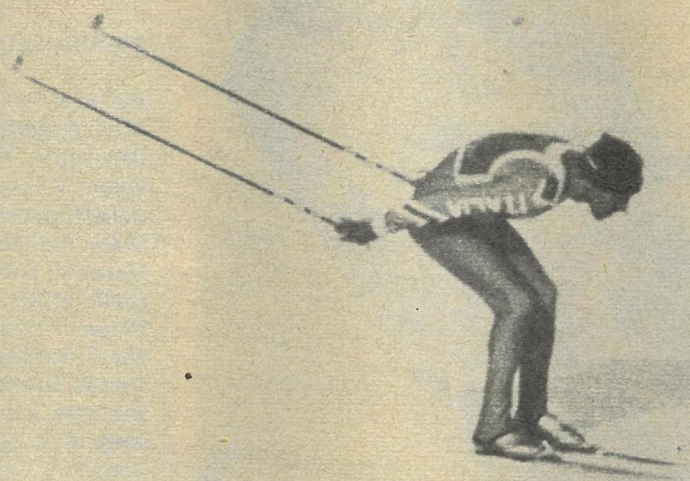
Vor drei Jahren waren im transdanubischen Enying (Ungarn) Vierlinge zur Welt gekommen. Inzwischen haben sie sich an den Kindergarten gewöhnt.

In den zurückliegenden zwölf Monaten gab die ČSSR-Post 50 Sonderausgaben und 35 Ersttagsbriefe heraus. Diese umfangreiche Serie wurde im Dezember mit der Emission von Gravuren alter Meister abgeschlossen.

● Der gewöhnliche Kapitalismus

75 Millionen Kinder und Jugendliche leben – nach Angaben des UNO-Kinderhilfswerkes (UNICEF) – in Lateinamerika in bitterer Armut. Unter ihnen sind 40 Millionen Kinder, die ohne jede Familienbindung auf der Straße leben. Eine weitere Million erleidet durch Hunger und Elend Schäden für das ganze Leben. Für diese Kinder steht das Wort Ausbildung in den Sternen geschrieben. Wer Glück hat, bekommt eine schmutzige, schwere Arbeit. Arm bleibt er dennoch. Nobelpreisträger Gabriel Garcia Marquez, kolumbianischer Schriftsteller: „Dieser Teufelskreis ist ohne Zerschlagung der Ketten imperialistischer Ausbeutung nicht zu sprengen."

Redaktion: V. Hempel; Fotos: D. Honer; ZB/Monzame, VNA; ZB; TASS/M. Blochin, K. Dutschenko, L. Makedonski, U. Paze, I. Wainstein; Zeichnungen: D. Schüler, Repro (1)



Am 8. Februar werden im Kosevo-Stadion von Sarajevo die XIV. Olympischen Winterspiele eröffnet. Viele Goldmedaillengewinner von Lake Placid '80 im Skisport werden ihre Titel nicht verteidigen. Dies trifft auf die nicht mehr aktiven Ulrich Wehling (DDR/Nordische Kombination), Toni Innauer (Österreich/Sprunglauf), Barbara Petzold (DDR/Langlauf) und Annemarie Moser-Pröll (Österreich/Abfahrt) zu. Gleiches gilt für die skialpinen Doppelsieger Ingemar Stenmark (Schweden) und Hanni Wenzel (Liechtenstein), die wegen ihres professionellen Status' keine olympische Startberechtigung mehr erhielten. Hinter einigen anderen Namen steht ein Fragezeichen. Mühe, noch einmal in die Mannschaft zu kommen, haben Jouko Törmänen (Finnland/Sprunglauf), Leonhard Stock (Österreich/Abfahrt) und Anatoli Aljabjew (UdSSR/Biathlon). Vier bleiben also übrig: Der gegenwärtig beste Biathlet der Welt, Frank Ullrich (DDR), der dreifach vergoldete Skikönig von Lake Placid, Nikolai Simjatow (UdSSR), Schwedens Langlauf-Galionsfigur Thomas Wassberg und die seit Jahr und Tag zur Langlauf-Weltelite gehörende Raissa Smetanina (UdSSR). Aus den ehemaligen Siegerstaffeln sind freilich auch noch ein paar dabei.

SARAJEVO '84

Fahrplan durch die olympischen Skiwettbewerbe

LANGLAUF/Männer, Igman/Veliko Polje – Freitag, 10. 2., 9 Uhr: 30 km; Montag, 13. 2., 9 Uhr: 15 km; Donnerstag, 16. 2., 9 Uhr: 4 × 10 km; Sonntag, 19. 2., 8 Uhr: 50 km.

LANGLAUF/Frauen, Igman/Veliko Polje – Donnerstag, 9. 2., 9 Uhr: 10 km; Sonntag, 12. 2., 9 Uhr: 5 km; Mittwoch, 15. 2., 9 Uhr: 4 × 5 km; Sonnabend, 18. 2., 9 Uhr: 20 km.

NORDISCHE KOMBINATION, Igman/Malo und Veliko Polje – Sonnabend, 11. 2., 12.30 Uhr: Sprunglauf/Normalschanze; Sonntag, 12. 2., 11 Uhr: 15 km.

SPRUNGLAUF, Igman/Malo Polje – Sonntag, 12. 2., 13 Uhr: Normalschanze; Sonnabend, 18. 2., 12.30 Uhr: Großschanze.

BIATHLON, Igman/Veliko Polje – Sonnabend, 11. 2., 9 Uhr: 20 km; Dienstag, 14. 2., 9 Uhr: 10 km; Freitag, 17. 2., 9 Uhr: 4x 7,5 km.

SKIALPIN/Männer, Bjelasnica – Donnerstag, 9. 2., 12 Uhr: Abfahrtslauf; Mittwoch, 15. 2., 12 Uhr, und Donnerstag, 16. 2., 12 Uhr: Riesenslalom (2 Durchgänge); Sonntag, 19. 2., 10.30 und 12.30 Uhr: Spezialslalom (2 Durchgänge).

SKIALPIN/Frauen, Jahorina – Sonnabend, 11. 2., 10.30 Uhr: Abfahrtslauf; Montag, 13. 2., 12 Uhr, und Dienstag, 14. 2., 12 Uhr: Riesenslalom (2 Durchgänge); Freitag, 17. 2., 11.30 und 13.30 Uhr: Spezialslalom (2 Durchgänge).

Ohne Wind alles gut

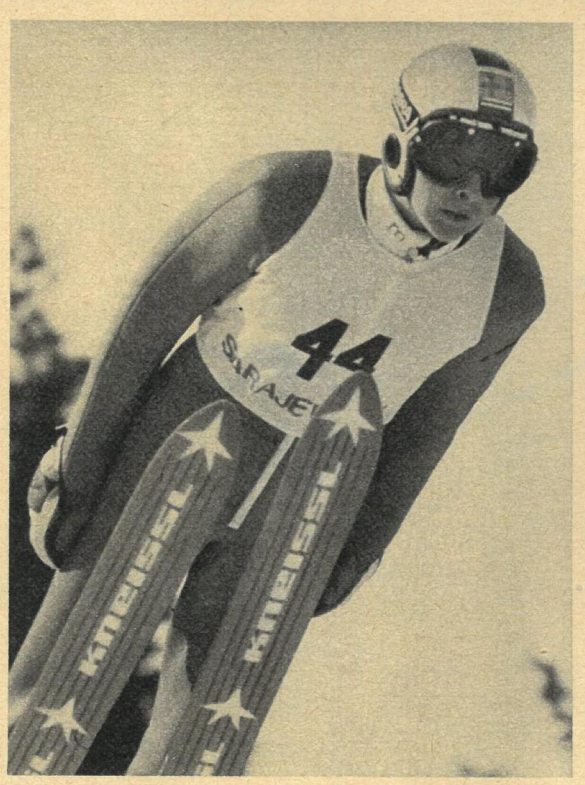
Von den Skispringern schnurstracks auf dem Wege nach Sarajevo befinden sich die drei „amtierenden" Weltmeister (Kogler, Nykänen, Ostwald), der Weltrekordler (Ploc) und die Schanzenrekordhalter auf dem „Malo polje" (Ulaga, Ostwald/Nykänen). Wir unterhielten uns mit Skiflug-Weltmeister Klaus Ostwald.

Wie gut sind die Schanzen?

„Nicht nur gut, sondern erstklassig, gleichwohl ein bißchen windanfällig. Vor allem Rückenwind kann das Springen dort zum Lotteriespiel machen. Bei absoluter Flaute hingegen verdoppelt sich auf diesen hervorragend konstruierten und sehr sicheren Schanzen der Favoritenkreis."

Sind die Weitenrekorde aus dem Vorjahr noch verbesserungsfähig?

„Vielleicht, aber auf der Großschanze kaum. Nykänen griff damals bei 118,5 m in den Schnee, wir beide kamen dann regulär auf 114,5 m. Ich glaube, damit ist die Schanze nahezu ausgereizt. Die Normalschanze hingegen nicht. Dort sprang mit entscheidend verkürztem Anlauf Ulaga 95 m weit. Die Nordisch Kombinierten starteten ein paar Luken höher und landeten – wie der Norweger Andersen mit seinen 93 m – etwa auf unserer Höhe. Was auf dieser Schanze noch möglich ist, beweist der seltene Fall, daß Ulaga den von einem Kombinierten, nämlich Andersen, gehaltenen Weitenrekord brach. Ob's indes zu einem 100-m-Sprung kommen wird, mag ich zu bezweifeln."



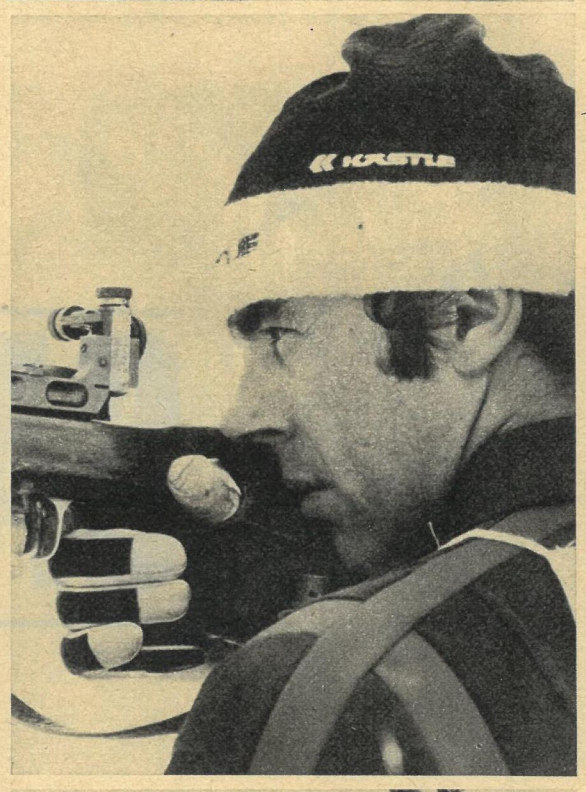
SPRUNGLAUF

Ein paar FW-Favoriten: Nykänen (Bild links), Puikkonen, Kokkonen (alle Finnland), Bulau (Kanada), Ostwald, Weißflog (beide DDR), Ulaga (Jugoslawien), Bergerud, Opaas, Bremseth, Braaten (alle Norwegen), Kogler, Schallert, Vettori, Neuper, Felder (alle Österreich), Ploc (ČSSR).

Ein Tichonow gesucht

Der zweifache Biathlon-Olympiasieger und jetzige UdSSR-Cheftrainer Viktor Mamatow weiß noch nicht, ob es jemandem aus seiner medaillenreichen Lake-Placid-Mannschaft gelingt, sich auch für Sarajevo zu qualifizieren. Nachdem er den ursprünglich 25köpfigen Kandidatenkreis verkleinert hat, ist von Anatoli Aljabjew nicht mehr, von den „Wladimirs" Alikin und Barnaschow kaum noch die Rede. Der unvergleichliche Alexander Tichonow ist ohnehin nicht mehr dabei.

„Zur Zeit sind Juri Kaschkarow, Sergej Bulygin, Algiantas Shalna, Dmitri Wassiljew, Andrej Senkow und Pjotr Miloradow die größten Chancen einzuräumen. Ihnen folgt eine zweite Gruppe, in der neben jungen Leuten auch die ‚Veteranen' Alikin und Barnaschow stehen. Nach dem Rücktritt Tichonows fehlt zwar eine Leitfigur, doch ich baue auf die außergewöhnlich gute kameradschaftliche Atmosphäre in der Mannschaft und glaube, daß bis Sarajevo jemand in Tichonows einst überragende Rolle hineinwächst. Und was unsere Erfolgsaussichten betrifft, so haben wir die entscheidenden Zeitverluste bei Konkurrenzen der letzten Jahre gründlich analysiert. Wir schossen zwar immer überdurchschnittlich schnell, doch verloren in der Anfahrtphase zum Schießstand zuweilen 15 Sekunden. Im 20-km-Rennen gibt es gleich vier solcher Anfahrten, so daß derlei Verzögerungen gegen gestandene Männer wie Ullrich und Kvalfoss schwer ins Gewicht fallen. Biathleten wie diese beiden sind physisch derart stark, daß bei ihnen Kräfteverluste auch bei schnellem Anfahren zur Feuerlinie kaum noch zu spüren sind."



BIATHLON

Ein paar FW-Favoriten: Kvalfoss, Lirhus, Söbak (alle Norwegen), Ullrich, Roetsch, Jakob (alle DDR), Barnaschow (Bild links), Shalna, Kaschkarow, Miloradow (alle UdSSR), Mougel, Poirot (beide Frankreich), Angerer (BRD), Eder (Österreich), Welitschkow (Bulgarien), Eloranta (Finnland).

Der Dauerbrenner

Wenn es bei Blanka Paulu überhaupt noch eines Startberechtigungs-Nachweises für Sarajevo '84 bedurft hätte, so lieferte sie diesen gerade in der olympischen Loipe rund um das „große Feld" des Igman. Im Februar vorigen Jahres gewann sie dort zweimal hintereinander. Zuerst in nasser, dann in marmorner Spur. Mal bei Sonne, mal bei Schneesturm. Gegen die gesamte Weltelite – und das an einem Tag, über den die Zweitplazierte Nadeshda Schamakowa gesagt hatte: „Binnen einer Stunde trafen drei Jahreszeiten aufeinander."

Vielleicht läuft Paulu technisch nicht so geschliffen wie zum Beispiel die Norwegerinnen oder Raissa Smetanina und Co. oder ihre Landsmännin Květoslava Jeriová. „Aber jeder Schritt bei ihr ist Kampf", sagen ihre Teamgefährten. „Die Strecken auf dem ‚Veliko polje' geben einem Läufertyp wie ihr alle Chancen in die Hand. Du hast keine zehn Meter, auf denen du dich mal erholen kannst. Alles ist harte Arbeit, also etwas für Blanka. Wo das ‚Herz' gefragt ist, dort ist sie..." Und wenn das Wetter Purzelbäume schlägt wie beim vorjährigen 10-km-Weltcuprennen, dann steigt Blanka Paulu aus einem Schneesturm wie Phönix aus der Asche: „Ich probierte vorm Start vier verschieden gewachste Skier aus. Zuerst lief die Angst mit, dann kehrte sich das vermeintlich falsche Wachs doch ins richtige um."

Die 29jährige Geographie- und Sportlehrerin aus Vrchlabi ist ein Dauerbrenner des Damen-Skilanglaufs. Länger als zwölf Jahre ist sie international schon unterwegs. Als sie 1972 in Tarvisio (als Safarová) und 1973 in Kawgolowo (als Paulu) jeweils Bronzemedaillengewinnerin bei Junioren-Europameisterschaften wurde, war an die Weltberühmtheiten von heute wie Simjatow und Wassberg, Koch und Eriksson noch gar nicht zu denken. Skisportlich ist sie mit Barbara Petzold und Marit Myrmäl, Jewgeni Beljajew und Nikolai Bashukow aufgewachsen. Noch keine zwanzig, wurde sie in Falun '74 Vizeweltmeisterin. Später hat sie auch mal ihre Tiefen gehabt – „aber dort ‚unten' habe ich das Kämpfen gelernt. Das ist sowieso meine stärkste Waffe."

LANGLAUF FRAUEN

Ein paar FW-Favoriten: Paulu (Bild links), Jeriová, Pasiarová (alle ČSSR), Smetanina, Ljadowa, Schamakowa, Simjatowa, Sabolotskaja (alle UdSSR), Pettersen, Nybraaten, Aunli, Boe, Jahren, Skeime (alle Norwegen), Risby (Schweden), Hämäläinen (Finnland).

LANGLAUF MÄNNER

Ein paar FW-Favoriten: Simjatow (Bild rechts), Sawjalow, Borodawko, Burlakow, Nikitin, Batjuk, Dewiatjarow (alle UdSSR), Wassberg, Svan, Ottosson, Eriksson (alle Schweden), Kirvesniemi, Mieto, Härkönen (alle Finnland), Koch (USA), Bra, Mikkelsplass, Lindvall, Eriksen, Aunli, Hole (alle Norwegen).

ALPIN

Ein paar FW-Favoriten: Frauen: E. Hess (Bild rechts), Walliser (beide Schweiz), Steiner (Österreich), McKinney (USA), Epple (BRD), Quario (Italien), Pelen (Frankreich) – Männer: P. Mahre (USA), A. Wenzel (Liechtenstein), Räber, Cathomen (beide Schweiz), Podborski, Brooker (beide Kanada), Weirather, Resch (beide Österreich).

NORDISCHE KOMBINATION

Ein paar FW-Favoriten: Dotzauer (Bild rechts), Schmieder, Hunger (alle DDR), Karjalainen, Etelälahti (beide Finnland), Sandberg, Andersen, Boegseth (alle Norwegen), Majorow (UdSSR), Lynch (USA), Klimko (ČSSR).

Nun ohne Hundertstel

Vor vier Jahren gab es in Lake Placid nur einen Langlauf-Olympiasieger, der nicht Simjatow hieß oder nicht – wie in der Staffel – aus der UdSSR-Mannschaft kam: Thomas Wassberg (Schweden). Seinen 15-km-Sieg nahm er allerdings mit einem lachenden und einem weinenden Auge zur Kenntnis: Um eine Hundertstelsekunde schlug er den bärenstarken finnischen Langlauf-Riesen Juha Mieto, der sich daraufhin in den Wald verkroch und ein paar Tränen verdrückte. Er hatte ja schon 1972 in Sapporo um sechs Hundertstel die Bronzemedaille verpaßt. An das Pech seines Freundes muß Wassberg heute noch denken.

Bleibt das ewig in Erinnerung?

„Ja, bestimmt. Ich war gleichermaßen glücklich wie unglücklich. Nach 15 Kilometern eine Hundertstelsekunde Vorsprung! Ein Segen, daß das nun abgeschafft wurde und jetzt nur noch Zehntelsekunden gelten! Ich war damals drauf und dran, meine Goldmedaille in zwei Hälften zu zersägen und die eine Mieto zu geben. Er lehnte aber ab: D u hast gewonnen, nicht ich! So kann nur jemand reagieren, der als einer der ganz Großen des Skilaufs sich nicht schämte, bei der 50-km-Weltmeisterschaft 1978 in Lahti als Letzter ins Ziel zu kommen – weil er es nicht übers Herz gebracht hatte, trotz völlig verwachster Skier unterwegs feige aufzugeben."

Zuerst 15-km-Olympiasieger, dann 50-km-Weltmeister – sind jetzt die 30 Kilometer an der Reihe?

„Nein. Wenn er in Form ist, muß ein Weltklassemann auf allen drei Strecken siegen können."

Wie verlief die Sarajevo-Generalprobe 1983?

„Wenn einer mißlungenen Generalprobe eine gelungene Premiere folgt, ist bei mir alles in Ordnung: Ich wurde einmal offizieller, einmal disqualifizierter Siebenter. Im 30-km-Rennen nutzte beim Wachsen auch die allerbeste Kunst nichts. Alles war wie verhext. Wenn mir die Betreuer Reisig in die Spur warfen, blieb ich jedesmal stehen und schabte mir wie auf einem Fußabtreter die riesigen Schneeklumpen vom Brett. Schließlich erging's mir wie Jan Ottosson, der einmal zuviel sein Brett gewechselt hatte. Ich hab's mir fast gedacht. Bei Olympia wird es hoffentlich kein Gewitter und keinen Schneesturm mehr geben..."

Wehlings Nachfolger

Einer der dienstältesten Nordisch Kombinierten von Weltklasse ist der 33jährige Finne Rauno Miettinen. Ob er nach Sarajevo fährt und dort seine vierten Spiele bestreitet, ist ungewiß. Bei den Weltmeisterschaften 1982 in Oslo war er noch mit von der Partie. Jedenfalls ist er Legende – als von einem Wehling noch niemand sprach, war er (1969) schon Landesmeister, Holmenkollensieger, Junioren-Europameister. Und dann, in den siebziger Jahren, wurde er einer der großen Konkurrenten eines Mannes, der dreimal Olympiasieger und viermal Weltmeister war – eben Ulrich Wehling.

„Uli war der König unter uns, und er wäre es immer noch, wenn er weitergemacht und nicht nach Lake Placid aufgehört hätte. Was mir an ihm so imponierte: Er war ein außergewöhnlich ‚balancierter' Mann, der stets im richtigen Moment das Richtige tat und dabei immer bis an die Grenze des Möglichen ging. Und wenn ich's so ausdrücken darf: Uli war ein sehr behaglicher Mensch. Wenn ich gefragt würde, wer seit eh und je meine besondere Hochachtung genieße, dann sagte ich ohne Umschweife: Es gab nur einen ganz Großen – Wehling."

Miettinens Gedankenwelt ist genau die seines Landsmannes Juha Mieto: „Vielleicht habe ich den Traum vom ‚großen Sieg' schon ausgeträumt. Aber ein bißchen Hoffnung ist noch da. In der Nordischen Kombination ist alles möglich, und warum sollte das Glück nicht auch mal bei mir vorbeikommen? Wo Wehling und Winkler nicht mehr dabei sind? Aber jetzt gibt es wieder andere, die für den olympischen Sieg in Frage kommen – nicht nur Tom Sandberg, der Weltmeister..." Um Ulrich Wehlings Nachfolge bewerben sich viele. Oft zuerst genannt wird Uwe Dotzauer, aber auch er macht nicht aus jedem Start gleich einen Sieg. Da sind Sandberg und Andersen, Boegseth und Lynch, Karjalainen und Etelälahti, Schmieder und vielleicht auch schon der junge Heiko Hunger. Und nicht zu vergessen Majorow und der junge Klimko, der davon träumt, daß seine Frau Vera Klimková trotz Paulu und Jeriová, Pasiarová und Svobodová ebenfalls noch eine Fahrkarte nach Sarajevo erhält. Als Klimko beim Olympiatest in Sarajevo Dritter hinter Dotzauer und Majorow wurde, rettete er die Einbeziehung seine Disziplingruppe in die Vorbereitung der ČSSR auf die Spiele '84. Denn nach Ladislav Rygls Weltmeisterschaftssieg von 1970 begann für die tschechoslowakischen Kombinierten eine Talfahrt ohne Ende. Ist diese jetzt passé? „Ich hoffe", sagt Klimko, fügt aber hinzu: „Dotzauer ist eh der gegenwärtig Beste der Welt, gegen ihn kann ich derzeit sowieso nichts ausrichten."

Text: Hans Richard Vollbrecht,
Fotos: Schlage (5) Nowosti, ZB

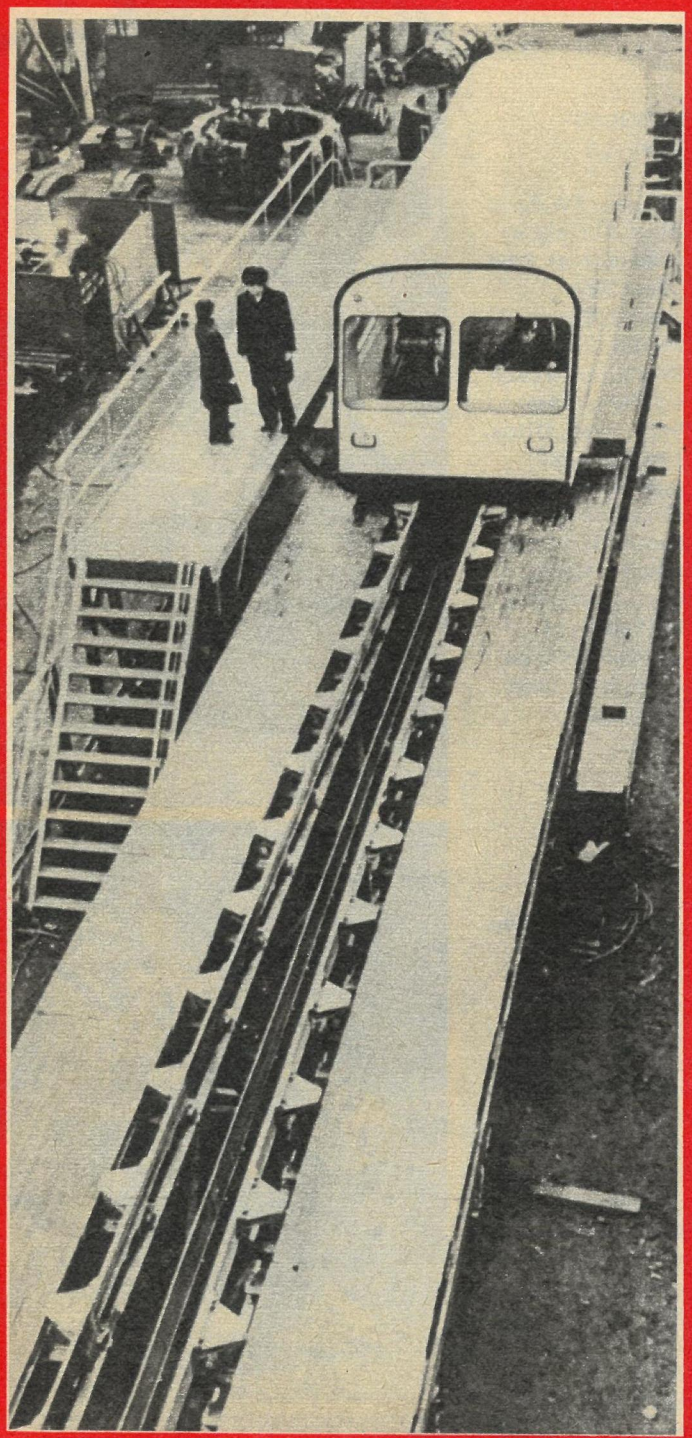
Projekte für Großstädte

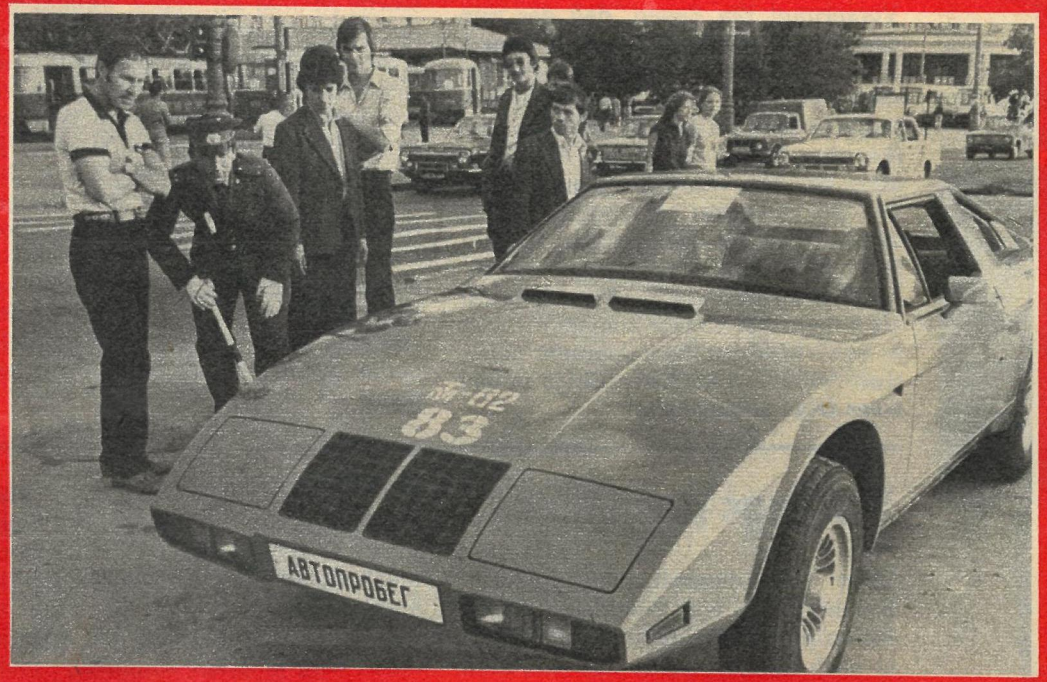
In vielen Millionenstädten reichen Straßenbahn und Busse für die Bewältigung des Personenverkehrs nicht mehr aus. Bewährt hat sich hingegen die Untergrundbahn. Aber der Bau von Metrotunneln verursacht sehr hohe Kosten. In zahlreichen neuen Verkehrsprojekten spielen deshalb Hochbahnen eine herausragende Rolle. Drei Zug-Typen werden dafür technisch erprobt: Einschienen-, Luftkissen- und Magnetkissenbahnen (Foto rechts: ein Versuchsmodell).

In der UdSSR gibt es für den Bau derartiger Hochbahnen ein nicht zu unterschätzendes Problem: das Klima. Schneefall, Tauwetter, Frost, Glatteis auf dem offenen Bahnkörper. Ein Mittel dagegen ist der Schutz durch Dach und Wände, also wiederum der Bau eines Tunnels, einer Röhre aus leichtem Werkstoff, aber nicht unter der Erde, sondern in der Luft. Da aber eine Röhre den Luftstrom richtet, wäre für sie ein pneumatisches Verkehrssystem günstiger.

Solche Systeme sind längst keine Neuheit mehr. Die Rohrpost gibt es seit dem vergangenen Jahrhundert.

In mehreren Städten der UdSSR sind zum Beispiel Pneumotrassen für Gütertransport in Betrieb, so in Pensa, Tula und Saransk. Bei Tbilissi befördert eine pneumatische Bahn Schüttgut über eine Entfernung von 40 Kilometern. In Leningrad steht der Ausbau eines Netzes von Pneumotrassen zur Beförderung von Haushaltmüll zur außerhalb der Stadt gelegenen Verbrennungsanlage vor dem Abschluß. An luftgetriebenen Zügen für den Personenverkehr wird gegenwärtig in den Konstruktionsabteilungen von Transprogress gearbeitet. Im Test befindet sich eine durchsichtige Plasteröhre großen Durchmessers, die von Pfeilern getragen wird. Die Waggons aus Aluminium bieten 125 Fahrgästen Platz. Die Abdichtung in der Röhre ist hermetisch. Gummibereifte Räder, die sich in speziellen Pässen bewegen, sorgen für eine fast geräuschlose Fahrt.

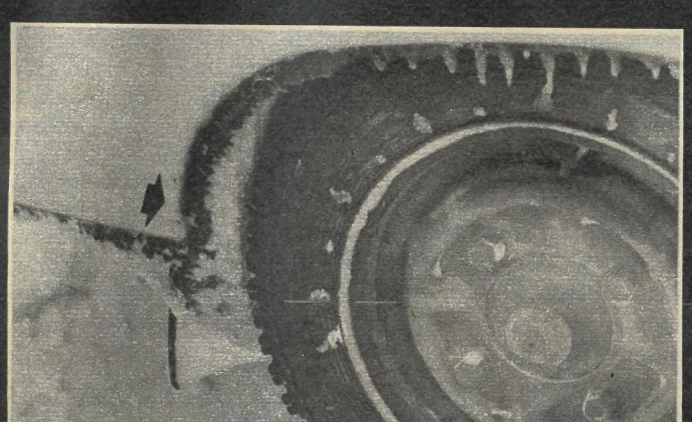




PKW-EIGENBAUTEN erregen immer wieder Aufmerksamkeit. Diese aerodynamische Vollplastkarosserie entwarf der Moskauer Kraftfahrer Juri Algebraistow mit Berufskollegen. Fahrwerk und Motor stammen von Moskwitsch- und LADA-Serienmodellen.

Durch Eis blockiert

Ansammlungen von dicken Schnee- und Schneematschschichten in den Radkästen sollten bei jedem Fahrzeughalt sofort entfernt werden (siehe Pfeil). Mit einem im Fahrzeug mitgeführten Holzstück ist das im Handumdrehen erledigt. Kommt es jedoch zum Gefrieren dieser Ansammlungen am abgestellten Fahrzeug, dann blockieren sie die Räder. Diese setzen beim Einfedern auf und werden abgebremst, oder sie können dem Lenkeinschlag nicht mehr folgen (Schleuder- und Unfallgefahr).



„Kolchida" aus Kutaissi

Der für den Einsatz in der Landwirtschaft spezialisierte neue LKW „Kolchida" soll in diesem Jahr in Serienproduktion gehen. Das im Autowerk von Kutaissi (Georgische SSR) entwickelte Fahrzeug wurde in allen Klimazonen der UdSSR getestet. Der Fahrkomfort kommt dem eines PKWs nahe.

Der allradgetriebene LKW ist mit einem Achtganggetriebe und einem 160-PS-Dieselmotor ausgestattet.

Für die Serienproduktion des neuen Fahrzeuges mit der Typenbezeichnung KAS-4540 waren im Werk umfangreiche Rekonstruktionen notwendig. Wie Chefkonstrukteur S. Batiaschwili mitteilte, wurden dabei Erfahrungen und Methoden des Autowerkes an der Kama (KamAS) genutzt. Rund 500 automatische und mechanisierte Taktstraßen wurden errichtet und Dutzende komplexmechanisierte Werkhallen und Abteilungen geschaffen. Der Mechanisierungsgrad der innerbetrieblichen Transport-, Lager- und Hilfsdienste liegt bei 90 %.

Winter-Tips

Glysantin im Schloß

Werden eingefrorene Tank-, Tür- oder Kofferraumschlösser durch Wärme (Feuerzeug, Streichhölzer) oder Defrosterspray aufgetaut, gefrieren sie meist schnell wieder, da ja die Feuchtigkeit im Schloß verbleibt. Vorteilhafter ist daher das Auftauen des Schlosses mit einem Gemisch aus Spiritus und Glysantin (Gefrierschutzmittel) im Verhältnis 1:1, das man mittels eines kleinen Ölkännchens in das Schloß einspritzt. Bestens geeignet dafür sind die Plastölkännchen für Nähmaschinen. Wenn sich der Spiritusanteil nach dem Auftauen verflüchtigt, verhindert das zurückbleibende Gefrierschutzmittel ein erneutes Einfrieren.

Autoscheiben-Gefrierschutz

Die Scheiben des abgestellten Fahrzeuges lassen sich bis zu einem gewissen Maß vor dem Gefrieren schützen. Man reibt sie dazu mit einem in Glyzerin getauchten Lappen ab, läßt sie abtrocknen und poliert anschließend mit einem trockenen Lappen nach. Am zuverlässigsten wirkt jedoch das Abdecken der Scheiben mit Pappe, Plastfolie oder einer über die Fahrgastzelle reichenden „Haube".

Moskaus Lichter

Dispatcherzentrale von „Mosgorswet", der Moskauer Stadtbeleuchtung: Über eine ganze Wand hinweg zieht sich der Stadtplan mit den Beleuchtungssträngen. Das Pult ist übersät mit Hebeln, Lämpchen, Telefonen. Hinzu kommt noch die Funkzentrale.

Der Dispatcher blickt auf die Uhr. Er knipst mit den Kipphebeln und hebt einen Hörer ab: „Siebzehn null null! Probeschaltung!" Und fünfzehn seiner Kollegen, die der Weisung des Zentralpostens folgen, schalten in ihrem Abschnitt die Beleuchtung ein. Die Probeschaltung ist die letzte Überprüfung des Systems vor der Schicht ...

Die Beleuchtung von Städten nahm einen langen Entwicklungsweg – vom einfachen Holzfeuer auf den Straßen des alten Athen über Gaslaternen bis hin zu den Natrium- oder Halogenleuchten einer modernen Stadt.

1934 versuchte man in Moskau, Luminiszenzlampen aufzustellen. Die Moskauer waren schockiert. Ihre Gesichter sahen sie nun kalkweiß oder erdgrau, bestenfalls im Farbton reifer Auberginen. Andere Lampen trugen nicht ganz so dick auf, sie machten aus Rot lediglich Braun. Man hat in vielen Ländern inzwischen auf sie verzichtet; in England aber zum Beispiel täuschen diese Natrium-Niederdrucklampen heute noch Kraftfahrer und Fußgänger. Schließlich einigte man sich in Moskau auf die gewöhnliche Natriumlampe mit geringer Farbverzerrung, hoher Wirtschaftlichkeit, langer Lebensdauer und außerdem, aufgrund ihrer organgefarbenen Strahlen, mit Antinebeleffekt.

Die Moskauer Straßen wurden je nach Verkehrsdichte in vier Kategorien unterteilt. Die Helligkeit des Belages bei Straßen der Kategorie „A" übertrifft die Reflexionsfähigkeit der Kategorie „D" bis um das Zehnfache.

In der Zentrale ertönt ein Summer. „Zwanzigfünfundvierzieg. Schalten die Beleuchtung ein."

Vor rund zweihundertfünfzig Jahren erstreckte sich die Beleuchtungssaison in der Stadt von September bis Mai. Die Öllampen brannten nur achtzehn Nächte im Monat. Den Rest hatte der Mond zu erledigen. Und nur zehn Fuhrleute betreuten allabendlich 600 Lampen.

Heute dagegen geben in Moskau täglich allein rund 300 Lampen ihren Geist auf und müssen ersetzt werden – bei 170 000 Leuchten der Hauptstadt übrigens nicht gerade viel. Die „Fuhrleute" von heute sind die Elektromonteure von „Mosgorswet", die das künstliche Licht der Stadt betreuen. In Zukunft kommt den „Lampenmännern" die Elektronik zu Hilfe, die an jedem Abschnitt jede Störung bis zu einer Genauigkeit von zwei durchgebrannten Glühlampen melden wird. Gegenwärtig ist ständig eine Brigade mit einem Funkauto unterwegs. Wenn der Morgen graut, gibt ein Fotoelement auf dem Kalininprospekt das Signal zur Zentrale. Dann erlöschen die Lichter der Stadt. Abends beginnt wieder alles von neuem.

Viktor Tolmatschew/APN

Fotos: TASS/A. Schogin, APN/Denissenko, APN/Blochin, APN, Lothar Liebmann; Redaktion: Norbert Kaiser

Rundfunk-Service

Bis zum 31. März 1984 strahlt Radio DDR seinen winterlichen Verkehrsservice während der Spitzenzeiten aus. Die speziellen Informationen für Kraftfahrer sind werktags jeweils im Anschluß an die Nachrichten um 6.00 und 8.00 Uhr und um 16.00 und 17.00 Uhr sowie an den Wochenenden um 6.00 und 17.00 Uhr zu empfangen. Der operative Service gibt aktuelle Hinweise zur Verkehrssituation und zu den Witterungsbedingungen mit ihren Auswirkungen auf den Straßenzustand.

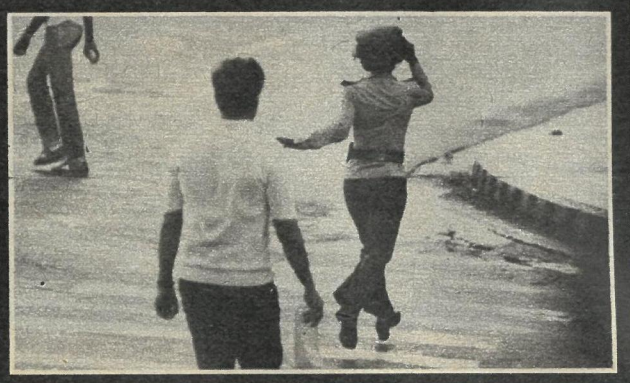
Dacia-Baureihe

(Nachtrag zur mobile-Ausgabe in FW 23/83)

Das Rumänische Automobilwerk fertigt den viertürigen Fronttriebler gegenwärtig mit drei Motorvarianten als Dacia 1210, 1310 und 1410. Die entsprechenden Hubraumgrößen werden mit demselben Motor durch die Veränderung der Zylinderbohrung realisiert (Hubraum/Bohrung: 1200 cm^3/70 mm, 1300 cm^3/73 mm, 1400 cm^3/76 mm). Der Wagenkörper blieb bis auf wenige Retuschen an der Front- und Heckpartie unverändert. Neugestaltet wurden die Beleuchtungseinrichtungen, der Frontgrill und die Stoßstangen.

Hauptdaten der Dacia-Motorenreihe und Fahrzeugfahrleistungen

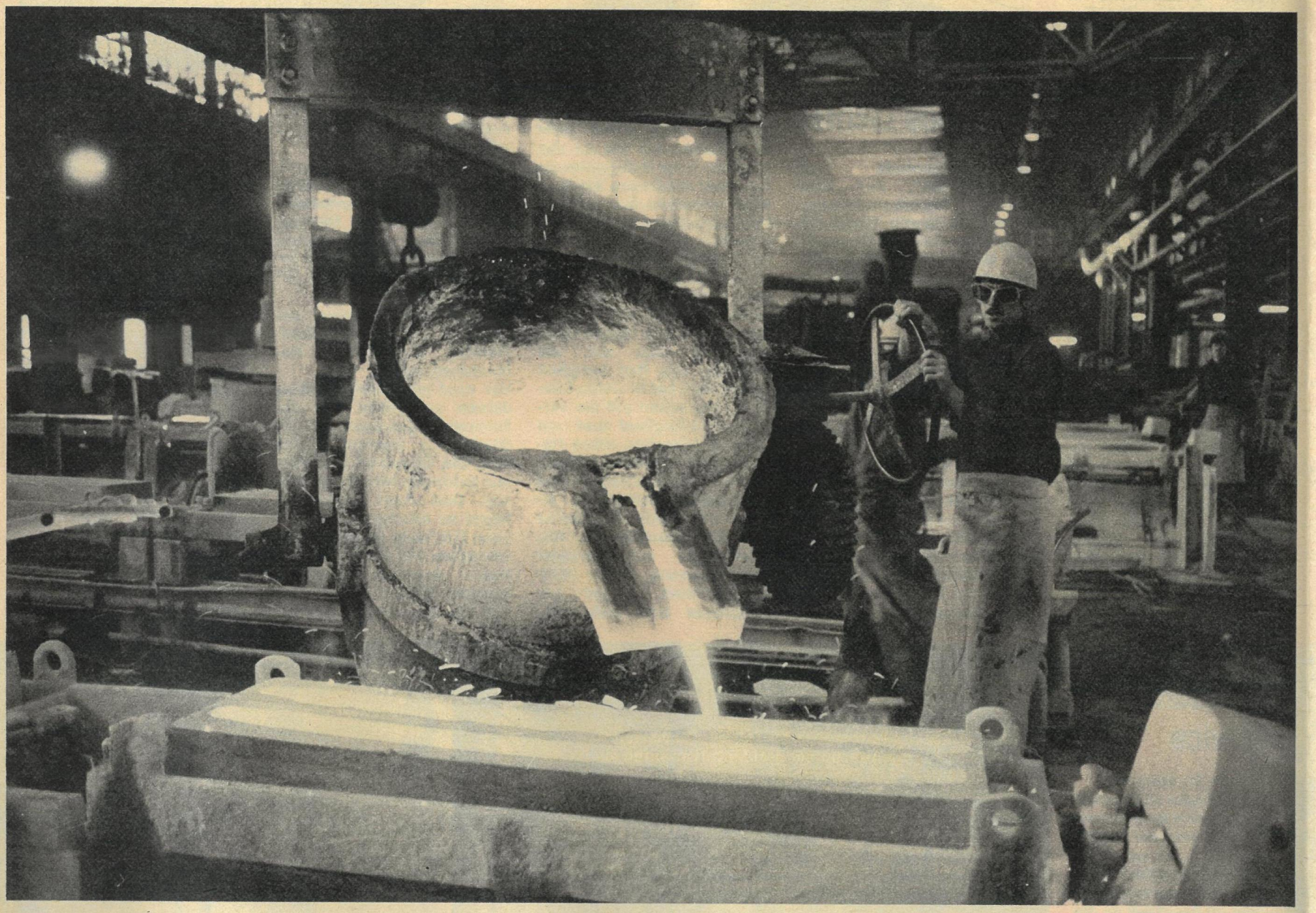
Modell		1210	1310	1410
Hubraum	cm^3	1200	1300	1400
Verdichtung		8,5	8,5	9,5
Max. Drehmoment	Nm/kpm	80,4/8,2	88,3/9,0	100/10,2
bei Drehzahl	U/min	3000	3000	3300
Max. Leistung	kW/PS	35/48	40/54	48/65
bei Drehzahl	U/min	5300	5250	5500
Höchstgeschwindigkeit	km/h	135	140	150
Verbrauch bei 90 km/h	1/100 km	6,6	6,25	7,25
Stadtverkehr	1/100 km	9,3	8,7	9,25



Die Lady bittet zur Kasse – FW-Bildreporter Volkmar Billeb beobachtete diesen zweiteiligen Verkehrs-Kurzkrimi in Havanna.

Fahrschultheorie: mobile Eistanz ist keine Verkehrsdisziplin!

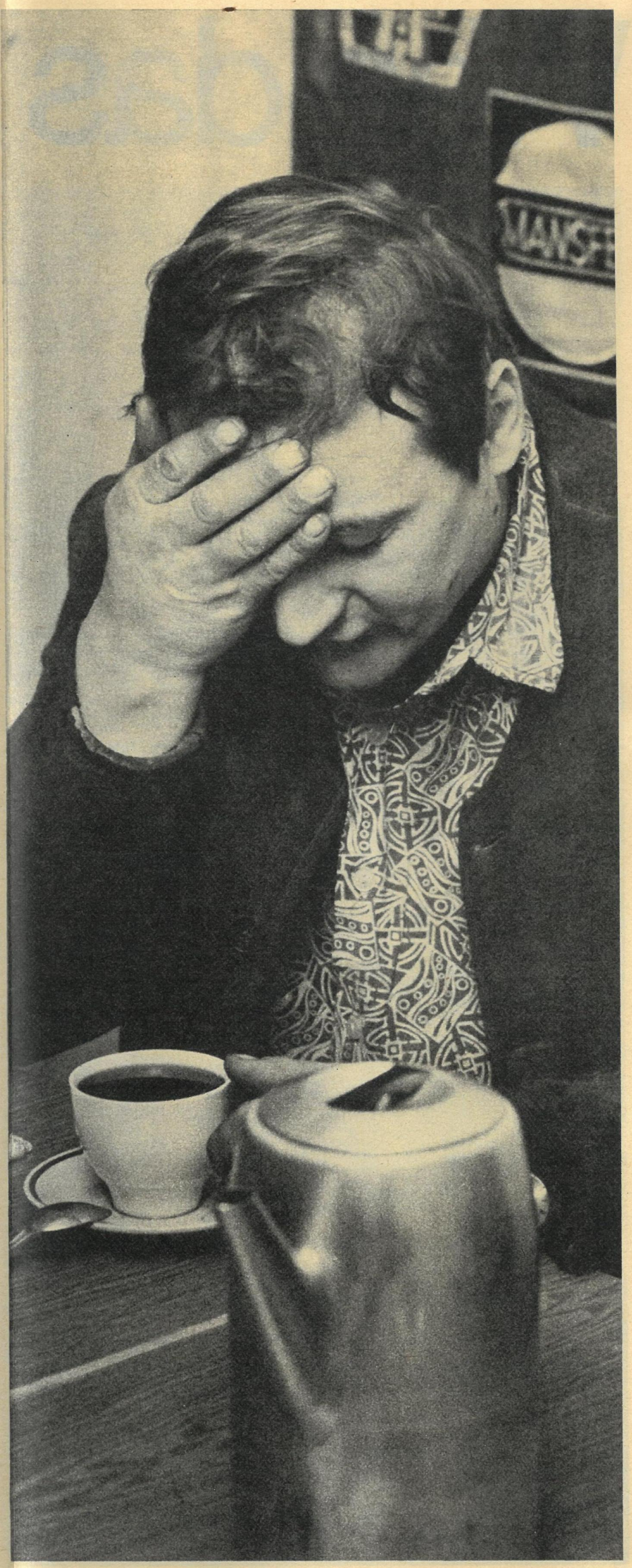
Kaffeepause mit Lohmann



„Ich bin nicht hier, um Interviews zu geben, sondern um zu arbeiten!“ Sagt's und läßt uns stehen in Staub und Hitze, die mit über 1200 Grad aus dem Ofen quillt. Das ist also Lohmann. Wolfgang Lohmann. Leiter der Jugendbrigade „Otto Brosowski“. Held der Arbeit. Seit 1969 am Formateofen 3 in der Hettstedter Kupferhütte.

Erst später erfahren wir, daß hier eine Schlacht tobt. Ein Kampf gegen die Zeit und die Tücken des Elements. Alle sind auf ihrem Posten. Aber das ist Lohmanns Stunde. Er führt Holzstämme in das Metallbad, wirbelt es auf, damit Verunreinigungen und Gase herausgespült werden, „würzt“ mit einer „Prise“ Holzkohle nach, die sich hüllend über die Schmelze breitet. Sodann löffelt er eine Portion des rotflammenden Kupfers aus dem Ofen. Wie wird er urteilen? Sie umstehen die inzwischen erstarrte eigroße Probe, begutachten sie, als hätten sie ein kostbares Juwel vor sich. Kopfschütteln. Nein, die Qualität reicht ihnen noch nicht. Ein beschwörender Blick zur Uhr. Ach, könnte man sie anhalten. Das Gießen verzögert sich. Alle wissen, was jetzt in dem Brigadier vorgeht. Also nochmal aufheizen, nicht zu viel, gefühlvoll. Im nächsten Moment sehen wir Wolfgang Lohmann schon auf dem Kran. Er fährt die erste Gießpfanne in Bereitschaft.

Vier Stunden hatten sie Verzug, als sie heute früh die Schicht übernahmen. In der Nacht gab es technische Probleme. Der Ofen zog nicht richtig. Aber die Kumpel vom Ofen 3 sind ehrgeizig. Seit dem 1. September schmelzen sie eine Tonne mehr, als es der Tagesplan vorsieht. Nicht von ungefähr wählten sie den Weltfriedenstag dafür. Einheit von Wort und Tat nennen sie das. Die besondere Leistung von damals wurde ihr alltägliches Ziel und schließlich verbindliche Norm für 1984. Jeden Tag eine Tonne mehr als 1983. Das sind 300 Tonnen zusätzlich im 35. Jahr der Republik.



„Hohes Leistungswachstum durch steigende Arbeitsproduktivität, Effektivität und Qualität. – Alles für das Wohl des Volkes und den Frieden.“ Beides liegt ihnen am Herzen. So wird die bewährte Wettbewerbslosung durch ihre Leistungen zur Tat.

Doch eine Tonne mehr schüttelt man nicht so einfach aus dem Ofen. Die Temperatur der Schmelze müsse stimmen, sagen die Brosowskis. Das sei das wichtigste. Sie zu garantieren, sind Augenmaß und jahrelange Erfahrung nötig. Damit sie künftig für jeden ablesbar wird, entwickeln die Forscher, unterstützt durch praktische Hinweise der Kumpel, einen Temperaturmesser. Patentreife Lösungen sollen da drinstecken. An ihrem Ofen wird er gegenwärtig erprobt. Dann zählen sie weitere Gründe für die zusätzliche Produktion auf. Den Ausschuß verringern, die Stillstandszeiten senken. Also notwendige Reparaturen womöglich während des Ofenbetriebs erledigen. Das allerwichtigste jedoch, mit den Menschen arbeiten, sie begeistern, ihnen vertrauen, große Aufgaben stellen, selbst vorbildlich sein…

Im November war im Mansfeldkombinat Monat der Planbereitschaft. Im Dezember gab es drei Initiativdekaden, mit denen sich alle so richtig auf den Produktionsrhythmus für ’84 einstellen konnten. Die Brosowskis zehrten nicht allein von ihrem Vorlauf. Eine weitaus größere Herausforderung haben sie zu bestehen.

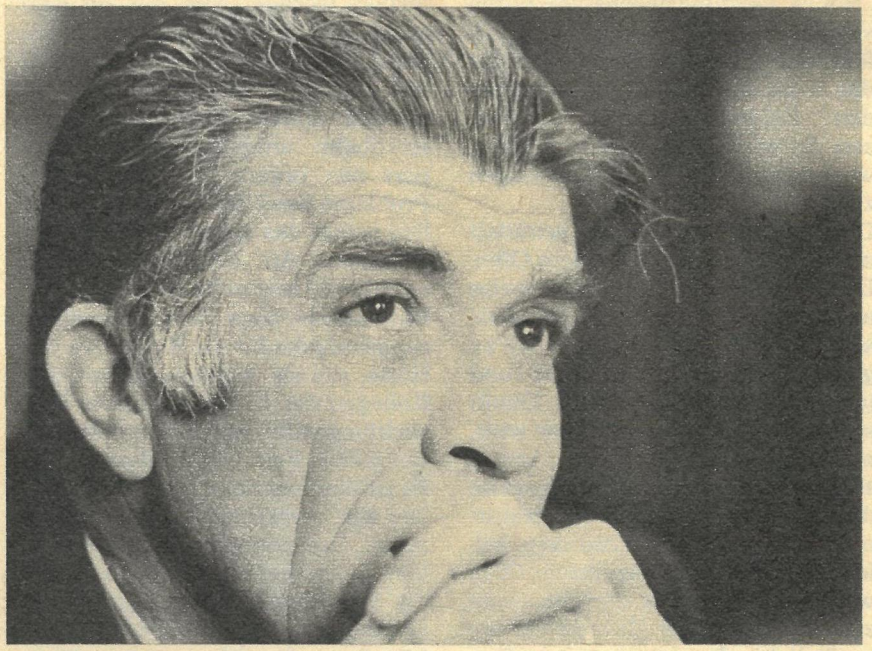
Zur ersten Schicht im neuen Jahr erhalten sie ihren Brigadeauftrag für 1984. Danach haben sie zu sichern, daß statt der bis jetzt üblichen 90-Kilo-Barren künftig, dem internationalen Trend und den Forderungen der Exportkunden folgend, 120 Kilo schwere Barren produziert werden. Nun gut, 30 Kilo mehr, was ist da grundlegend anders? – Das stellt den Gießprozeß auf den Kopf, entgegnen sie. Da müssen andere Formen her, die Kranbahn umgebaut, der Transport neu organisiert, ein Haufen Probleme bewältigt werden. Natürlich bringt das später auch Erleichterungen. An der Putzerstrecke entfällt die manuelle Arbeit. – Eine Rationalisierungs- und Intensivierungsaufgabe für die Kollektive der Hütte, die sie gemeinsam mit den Kollegen der Forschungs- und Entwicklungsabteilung lösen wollen. Ein weites Feld für die Neuerer.

Es ist kurz vor zehn Uhr. „Jetzt gießen wir!“ verkündet Wolfgang Lohmann. Drei Stunden Rückstand haben sie gutgemacht, weil sie ständig den Ofen im Blick hatten, ihm Gutes taten. Leuchtend schießt das Metall in die Pfanne. Der Kran packt den flammenden Kessel und trägt ihn zur Gießstrecke. Dort fließt das Kupfer in Formen. Wolfgang Lohmann atmet durch, lüftet den Helm, streicht das schweißnasse Haar aus der Stirn. „Nun kommt“, fordert er uns auf, „hier läuft’s. Machen wir eine Kaffeepause.“

Da sitzt er uns gegenüber. Erzählt, denkt nach, erklärt. Wie sie den Ofen doch noch überlisteten. Und von den Aufgaben des neuen Jahres. „Ein riesengroßer Berg türmt sich vor uns auf. Wie ihn bewältigen?“ Doch Lohmann wäre nicht Lohmann, würde er nicht im gleichen Atemzug anfügen: „Das schaffen wir. Seht mal in einem Jahr wieder rein.“ Aber jetzt genießt er den Augenblick. „Die Kollegen gießen bis gegen Mittag. An die 1000 Barren. Ach, bin ich beruhigt. Nun könnt ihr mich interviewen!“

Wolfgang Tautenhahn (Text)
Volker Hohlfeld (Fotos)

Was das



In Aschchabad wachsen „seine" Häuser. Jedes Bauwerk, für das er Verantwortung trägt, soll so gut wie nur irgend menschenmöglich dem gedachten Zweck gerecht werden. Sei es als Wohn- oder Kulturhaus, sei es als Fabrikgebäude. Das ist erklärter Grundsatz von Abdul Ramasanowitsch Achmedow (Bild oben). Was das Menschenmögliche betrifft: Aschchabad liegt in einer stark erdbebenaktiven Zone (bis Stärke 9 der Richterskala). Dem trotzen Achmedows Häuser. Unserem Gegenüber, er ist der Chefarchitekt der turkmenischen Republikshauptstadt, liegt jedoch nicht allein die Zweckmäßigkeit der zahlreichen Neubauten am Herzen. Sie muß, so sagt der Staatspreisträger der UdSSR, ihre ausgewogene Entsprechung finden in der künstlerischen Form, in dem, was das Auge sieht. Rechtes Foto: Die Karl-Marx-Bibliothek in Aschchabad.

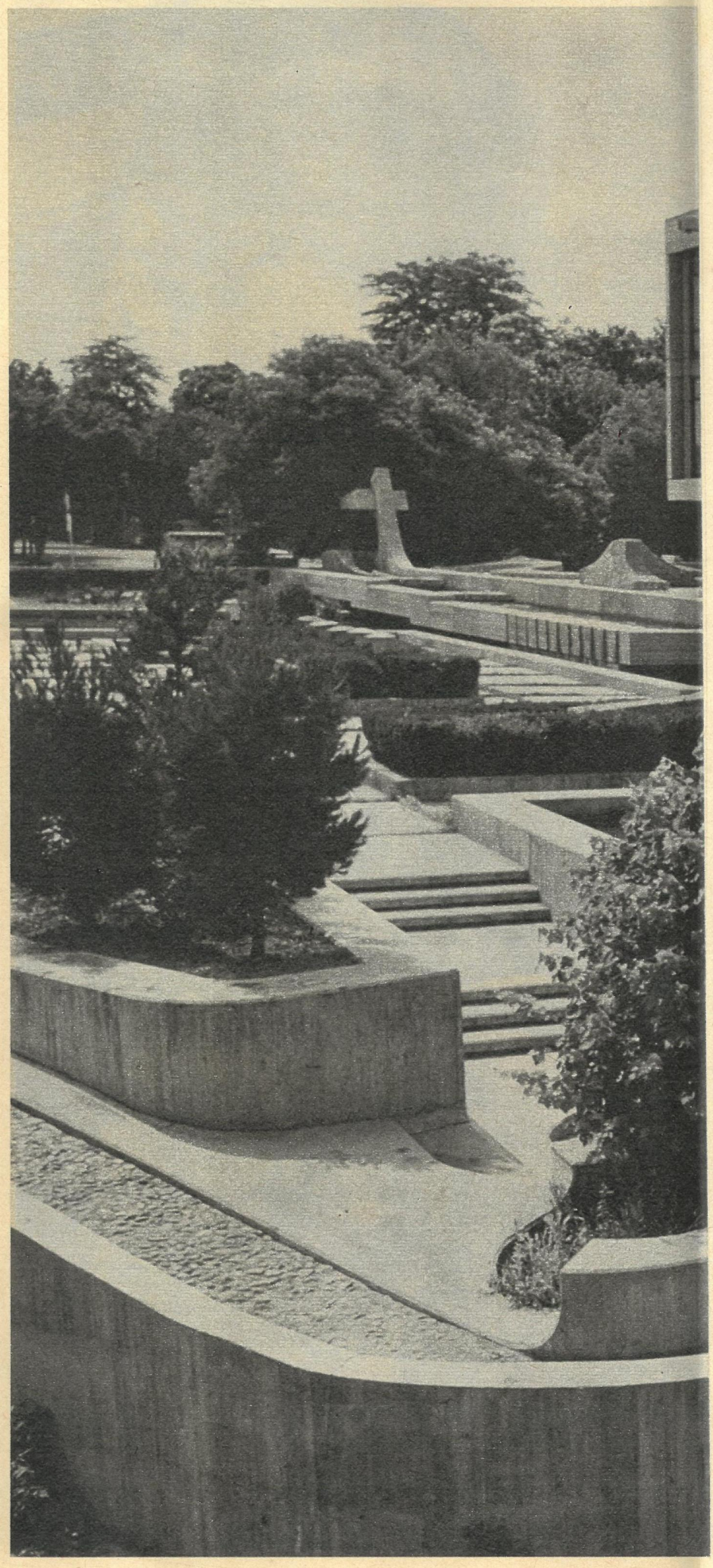
Dieser Bericht von Klaus Hurrelmann (Text) und Volkmar Billeb (Bild) entstand in freundschaftlicher Zusammenarbeit mit APN.

In der Nacht zum 6. Oktober 1948 grollte die Erde unter Mittelasien. Sie machte in Sekunden all das bodengleich, was Menschen in Aschchabad gebaut hatten. Die seismischen Stationen registrierten ein Beben der Stärke 9. Die „liebliche Stadt" – so heißt zu deutsch das turkmenische Wort Aschchabad – war unter einem Trümmerhaufen verschwunden. Von der Landkarte verschwand sie nicht.

Eine Zeltstadt bot den Obdachlosen erste Unterkunft. Zelte waren Hospitäler. Moskauer und Leningrader Architekten machten unter Zeltdächern Pläne für den Wiederaufbau. Der damalige Architekturstudent Achmedow lernte das Konzipieren von Städten am ersten Generalplan der Wiedergeburt Aschchabads. Dessen Grundidee: Turkmeniens Metropole sollte als Gartenstadt neu erstehen. Dreistöckige Gebäude schienen das äußerst Mögliche. Bis 1980, prognostizierten die Experten, steigt die Einwohnerzahl auf 180 000. Mitte der fünfziger Jahre aber war schon klar, und ein zweiter Generalplan wurde notwendig: mindestens eine Viertelmillion würden es in den achtziger Jahren sein. (Ist: 312 000!) Die Dynamik des Lebens erzwang also 1974 einen dritten Generalplan, denn nach neuesten Berechnungen bevölkern um die Jahrtausendwende eine halbe Million Menschen die liebliche Stadt.

Bei allen Änderungen: Eine Gartenstadt ist Aschchabad geworden, eine ungewöhnlich grüne Stadt, eine Oase in der Wüste Karakum. Wer heutigentags, sagen wir, aus der zwölften Etage eines Aschchabader Neubaus schaut, sieht vor allem auf Bäume, Bäume, Bäume... Wie Klippen ragen aus diesem grünen, wogenden Meer moderne Betonriesen.

Chefarchitekt Achmedow: „Wir überwanden die Angst vor Erdbeben, mit denen wir schließlich leben müssen. Lernten, erdbebensicher zu bauen. Unseren 12-Etagen-Häusern folgen bald Turmgebäude mit 24 Stockwerken. Auch



Auge sieht

Abdul Achmedows Ansichten über Aschchabads Architektur

Was das Auge sieht

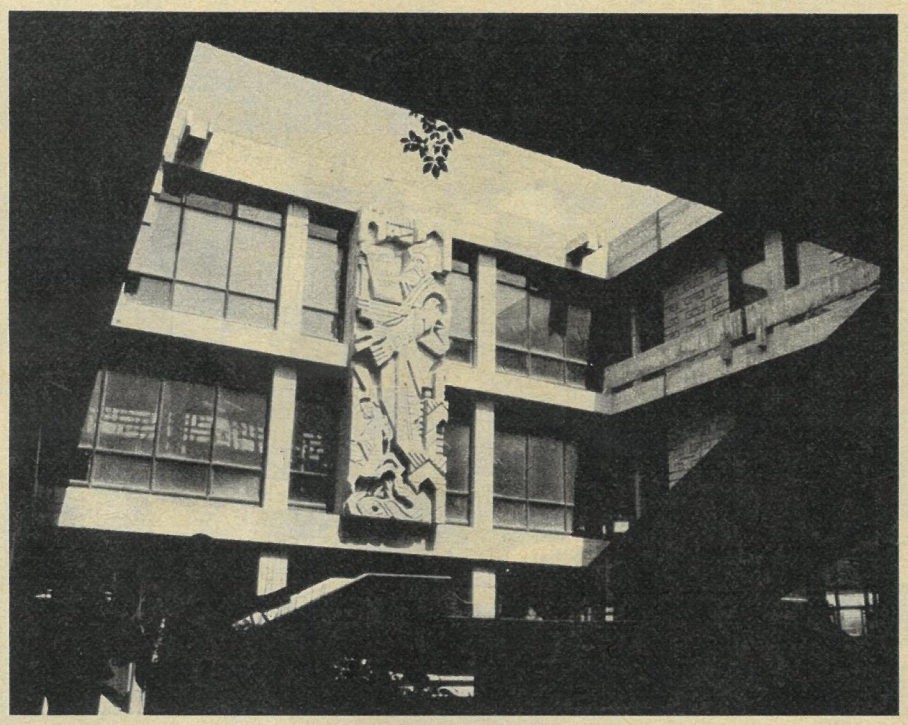
Wasserspiele überall – für Stadtarchitekt Achmedow eins der wichtigsten Gestaltungselemente. Auch die Mädchen vom Tanzensemble „Rote Nelke“ freuen sich daran (oben).

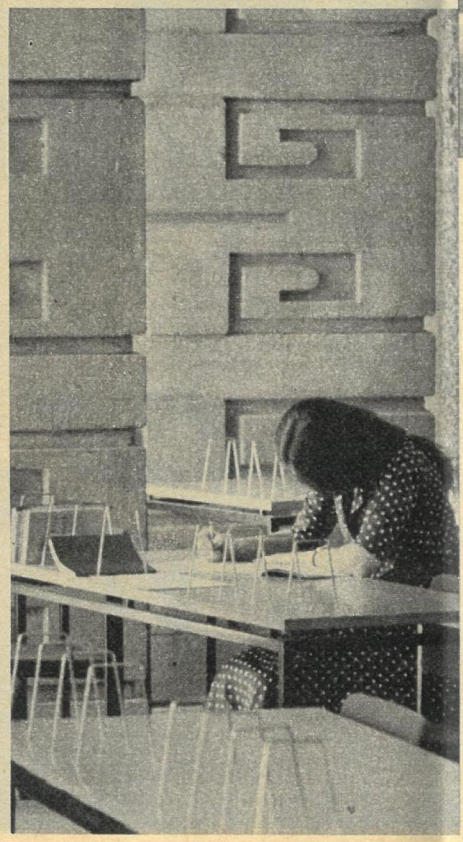
Innenhof der Karl-Marx-Bibliothek – Ehrung für Machtumkuli (rechts).

Aryks – die für Mittelasiens Städte typischen Bewässerungsgräben hier „auf höherer Ebene“ (unten).

Weite, Schatten, frische Luft – Baukunst aus Stahl und Beton (Mitte oben).

Sechzehn Säle – Ruhe und genügend Platz für tausend Lesehungrige (Mitte unten).





Aschchabad kann nicht nur in die Breite gehen.“

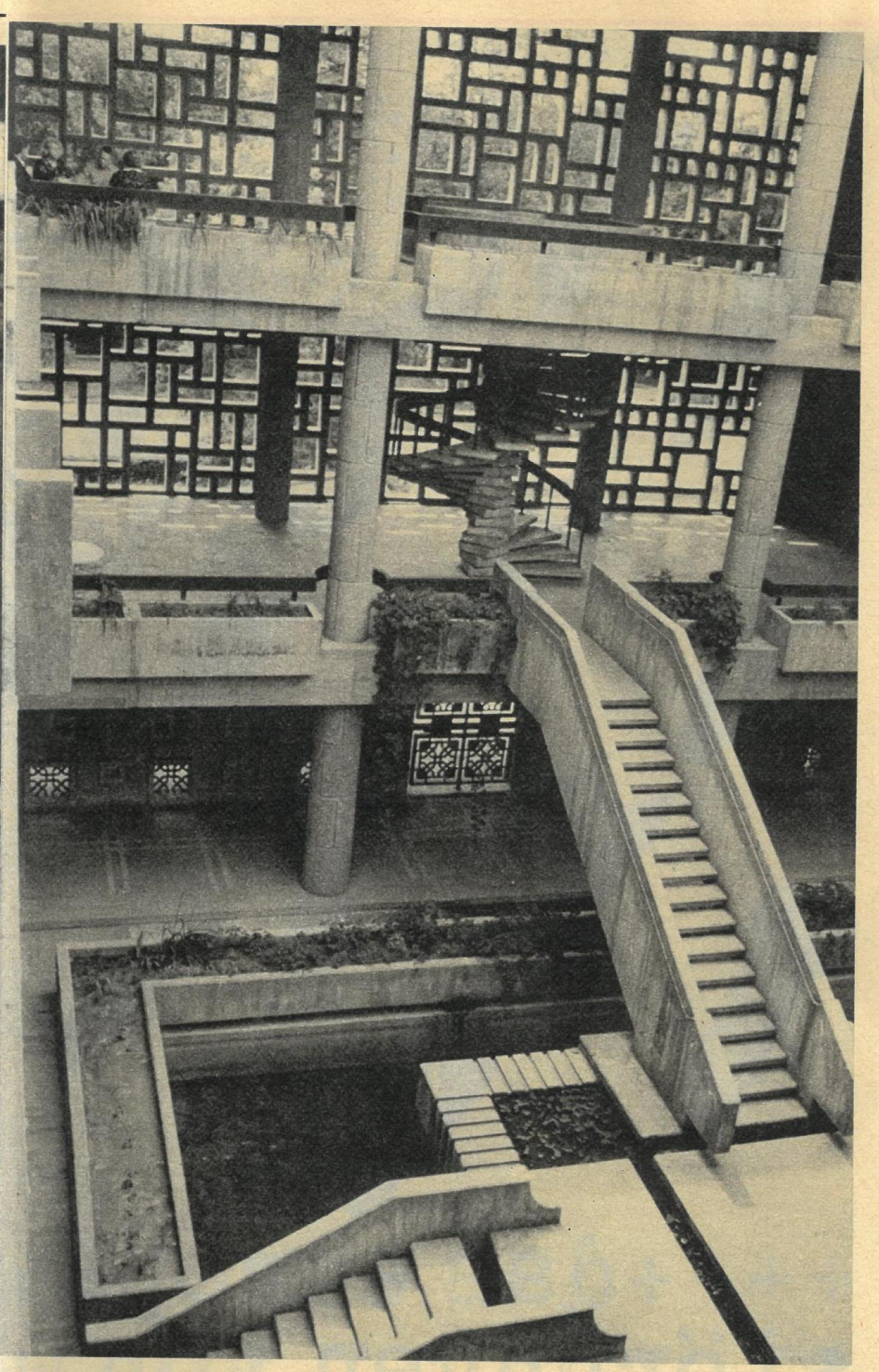
Moderne Bauweise – Metall, Beton, Glas –, wie verträgt sich das mit den Traditionen des kunstvollen mittelasiatischen Bauens vergangener Jahrhunderte?

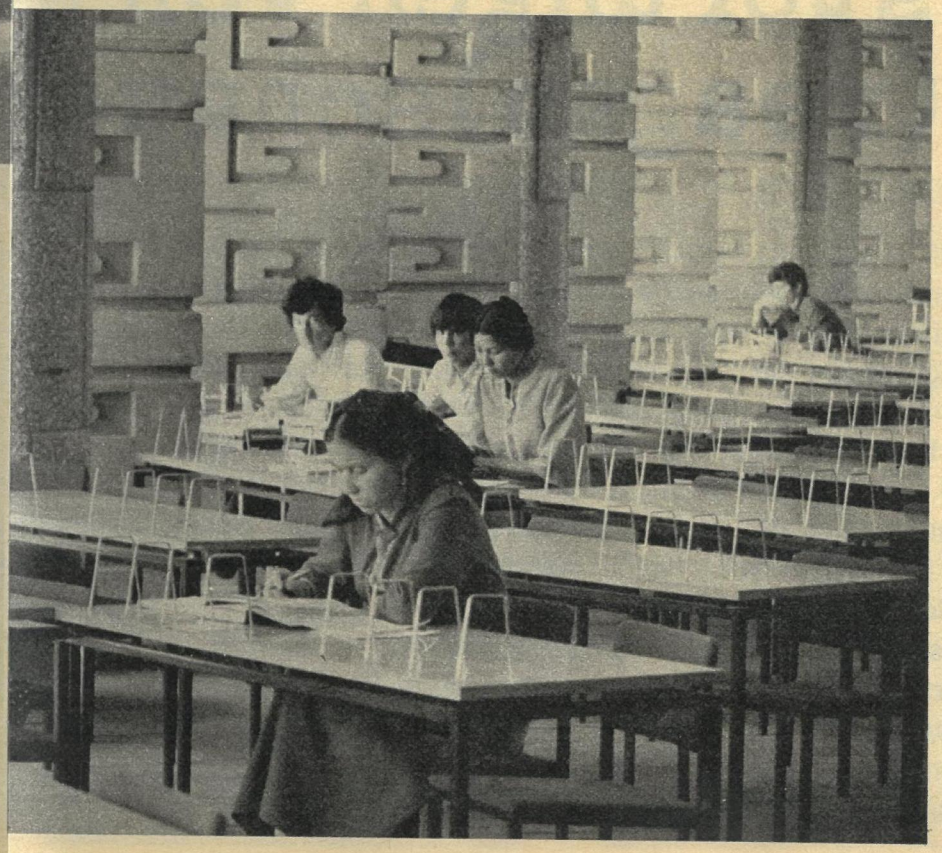
„Man kann“, sagt Achmedow, „die nachahmende Verwendung bestimmter traditioneller dekorativer Elemente fordern und das dann Pflege nationaler Tradition nennen. Ich sehe allerdings viel tiefere Momente nationaler Baukultur.

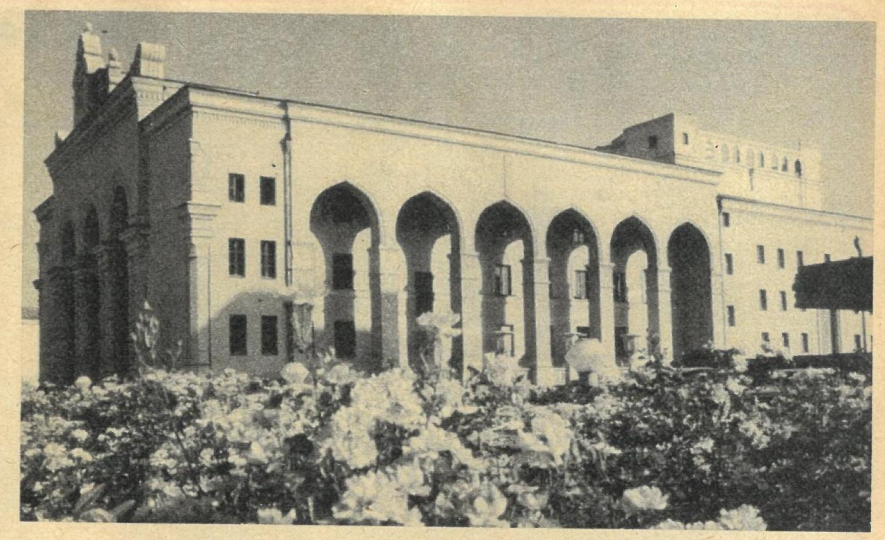
Natürlich schätze ich die Kunst der Vergangenheit sehr. Auch die angewandte Volkskunst mit ihren lebendigen, phantasievollen Formen ist ein unendlich reiches, schönes, weites Feld. Aber den Wertmaßstab für die moderne Baukunst setzt anderes. Der Weg kann nicht die industrielle Nachahmung uralter handwerklicher Kunsttechniken sein. Die herrlichen Baudenkmäler Samarkands – Moscheen und Paläste – wer wollte sich heute getrauen, ein solches Werk zu beginnen? Solche von aller Welt bewunderte Schönheit vergröbert, vereinfacht nachzugestalten – es käme eine verzerrte Grimasse heraus. Der heutige Architekt muß ausgehen von unserer Zeit. Sie bietet ihm alle Möglichkeiten, Wertvolles, Unverwechselbares, Schönes zu schaffen. Wenn das gelingt, wenn Kunst mit einem eigenen, stolzen Gesicht entsteht – dann ist das unbedingt etwas Nationales.“

Achmedow erzählt eine Legende. Einst lebte das Riesentier Dinosaurus. Es stampfte selbstherrlich über die Erde. Eine kleine Eidechse kam, verspottete den Koloß. Der wollte den lächerlichen Zwerg totbeißen. Aber Dinos Zähne waren ausgefallen. Weil er sie nicht brauchte, denn kein Feind schien stärker als er…

„Dieses Gleichnis beziehe ich auf







Rundbögen aus Beton – sind die Lösung nicht, meint Achmedow

die Architektur. Die Bestandteile und Möglichkeiten dieser Kunst werden von vielen Architekten noch nicht voll genutzt. Will sagen: Die modernen Errungenschaften von Wissenschaft und Technik haben einen Vorsprung vor diesem Kunstzweig. Manches an der Architektur blieb hinter unserer Zeit zurück. Es wird nicht gelingen, das aufzuholen, wenn wir – im Vergleich gesprochen – auf Flugzeuge oder Autos nationale Ornamente pinseln."

Achmedows Credo, das er eindrucksvoll in die Tat umzusetzen begann, lautet: In Turkmenien muß eine typisch südliche Architektur entstehen, die den klimatischen und geographischen Verhältnissen in ästhetisch schöner, origineller Weise entspricht.

★

Reisender, kommst du nach Aschchabad, so besuche die Karl-Marx-Bibliothek. Für deren Entwurf erhielt Achmedow den Staatspreis. Hier sind seine Grundsätze und Zielvorstellungen anschaubar: Nicht nur am Gebäude selbst, auch an dessen stadtarchitektonischer Umgebung – Brunnen, tropisch üppige Blumenbeete, Wasserspiele, waldartige Parkanlagen. „Beim Studieren will man – und das hilft wohl jedem Menschen, ein wissenschaftliches Werk zu verstehen oder eine literarische Kostbarkeit zu genießen – mal in die Weite blikken. Diesem Wunsch kommt unser Haus des Buches entgegen." Es bietet angenehme Lesemöglichkeiten mit seinen typisch mittelasiatischen schattigen Innenhöfen. In 16 Sälen finden rund 1000 Besucher Platz, die unter vier Millionen Bänden – gelagert in Magazinen mit modernster Technik – wählen können. Ruhe, Bequemlichkeit, Sachlichkeit, schlichte Eleganz, stilsicherer Einsatz zeitgemäßer Baumaterialien in Form und Farbe, Licht, Luft und Weite – das sind auf Papier so nüchtern wirkende Attribute der Karl-Marx-Bibliothek. Ein Bauwerk, das in idealer Weise die Verbindung zeigt, nach der Achmedow strebt: Die Einheit von Inhalt und Form, von Zweck und Kunst.

Achmedow zu seiner Arbeit, die er 1975 vollendete: „Ich halte dieses Gebäude auch heute noch im wesentlichen für gelungen. Als ich damit begann, war ich dreißig Jahre alt. Zum Schema, zu den Grundprinzipien, stehe ich. Kleinigkeiten würde ich verbessern, verfeinern, eleganter und schwungvoller, harmonischer gestalten. Ich habe eigene Ideale, versuche so zu arbeiten, daß ich in keinem Fall etwas kopiere. Ich denke, auch an unserer Bibliothek ist das sichtbar."

Und in dieser Weise offenbart sie ihre nationale Besonderheit! Eben dadurch, daß sie besonders einmalig und gut ist. Die sowjetisch-turkmenische nationale Qualität erlebt der Gast durch die Benutzer des Hauses. Bestimmt die Hälfte sind anmutige Frauen, landesüblich gekleidet in farbenfrohe orientalische Gewänder. Vor sehr knapp einem Menschenalter nur hätten sie alle sich unter einem düsteren, sackähnlichen Schleier, der Parandscha, verbergen müssen. Eine Bibliothek zu betreten, wäre ihnen strengstens verboten gewesen. Es hätte auch wenig Sinn gehabt – für Analphabeten.

Ein Relief im Innenhof des Lese-Palastes würdigt Machtumkuli, den Begründer der klassischen turkmenischen Literatur. Achmedow hat hier mit in Stein gehauenen Zitaten doch eine Tradition muselmanischer Baukunst aufgegriffen: Einst wurden Schriftzüge mit Sprüchen aus dem Koran künstlerisch so abstrahiert, daß sie eigenständiges architektonisches Dekor wurden. Für die Bibliothek der dagestanischen Stadt Machatschkala, deren Entwurf Achmedow übertragen wurde, will er Ähnliches mit Zitaten aus Werken seines Freundes, des dagestanischen Schriftstellers Rassul Gamsatow tun.

Bei der Innenraumgestaltung verwendet er oft dunkle Farben, auch Schwarz. „Schwarz eine Farbe der Trauer? Aber nein! Es ist auch eine Farbe der Würde, des Stolzes. Man denke an ein tscherkessisches Tanzensemble!"

In Aschchabad, so scheint es, treibt ein kräftiger, fruchtbarer Sproß der zeitgenössischen Architektur. Jedenfalls, wenn man von dem ausgeht, was das Auge sieht.

RONALD KOBE

1942 geboren in Zella-Mehlis

Lehre als grafischer Zeichner in Suhl

1960/63 Studium an der Magdeburger Fachschule für angewandte Kunst

Ehrendienst bei der NVA

seit 1965 freischaffend als Gebrauchsgrafiker in Halle

stellvertretender Vorsitzender der Sektion Gebrauchsgrafik des Verbandes Bildender Künstler der DDR im Bezirk Halle

erfolgreiche Beteiligung an nationalen und internationalen Wettbewerben, z. B. seit Jahren bei den „100 besten Plakaten" der DDR

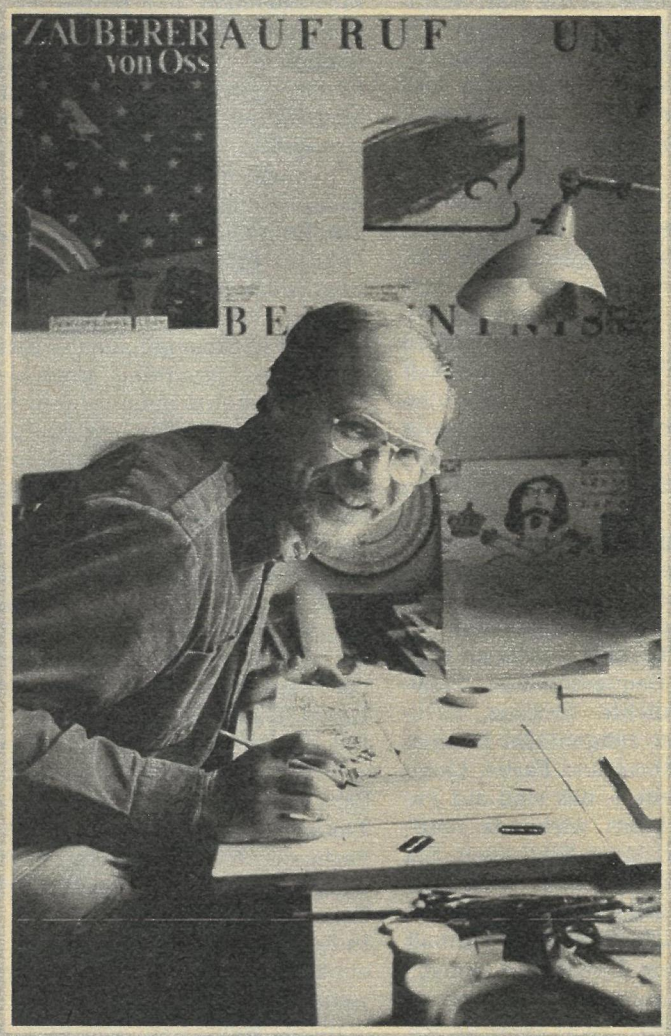


Foto: Detlev Steinberg

Jeder weiß, wozu ihm sein Schirm gut ist. Bei der internationalen Wetterlage heute geht es aber nicht um Regen oder Sonnenschein. Die Bedrohung, gegen die wir uns schützen müssen, kommt aus einer ganz bestimmten Richtung. Ich bin nicht gegen Amerikaner, sondern gegen die Unverschämtheit, mit der sich der US-Imperialismus über den Willen der Völker hinwegsetzt. Den Schirm will ich nicht nur als militärischen Schutz verstanden wissen. Ich meine damit alles, was den Sozialismus stärker macht. Das ist nicht nur eine sowjetische, das ist auch unsere Sache.

Mit diesem Plakat habe ich mich am Wettbewerb unseres Künstlerverbandes „Frieden der Welt" beteiligt. Und ich habe aufgefordert, denn das ist bewerb. Dinge, die immer w müssen, haben wir Künst Weise zu sagen. Damit sie hört werden.

Übrigens: Wenn ich in der meinen Schirm aufspanne Hoffnung auf besseres We

R

abe auch Kollegen dazu
st nicht irgendein Wett-
r wieder gesagt werden
nstler auf immer neue
sie auch dieses Mal ge-

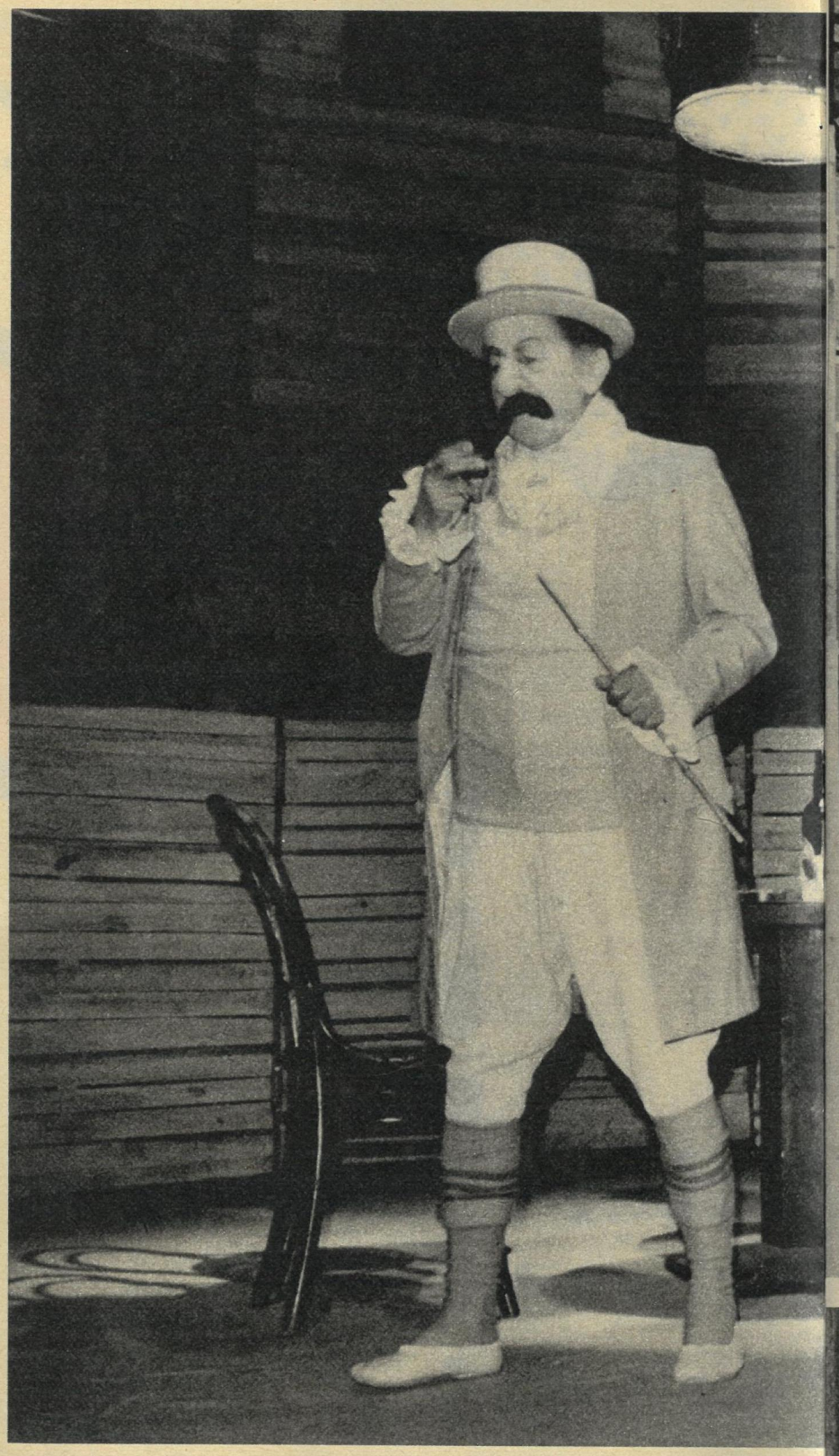
den Regen komme und
nen muß, lasse ich die
Wetter nicht fahren.

Ronald Kobe

Bildende Künstler der DDR **3**

FRIEDEN DER WELT

„Was halten Sie denn von dem?"



In gelber Weste unterm vornehm hellen Schwenker, so kommt er in der 101. Spielzeit des Deutschen Theaters daher, der Schauspieler Walter Lendrich, kommt daher als einer der Pachtherren in Bertolt Brechts Parabelstück „Die Rundköpfe und die Spitzköpfe". Das im Exil vollendete Werk – jetzt von Alexander Lang inszeniert – wurde zum großartigen Premierenerfolg des Hauses.

Die Jubiläumsspielzeit unserer traditionsreichsten Schauspielbühne fällt für Walter Lendrich zusammen mit einem persönlichen, seinem 50. Bühnenjubiläum, für uns Anlaß, nach einer Probe bei ihm anzuklopfen.

Die Garderobe ist jene noch, die ihm vor über dreißig Jahren zugewiesen wurde. Was hatte ihn damals gereizt, hier vorzusprechen? Außer einer Plejade glänzender Schauspielerpersönlichkeiten war es die Tradition dieser Bühne. Walter Lendrich kam aus Göttingen. Zu dem, was er ausgewählt hatte für seinen Vorsprechtermin, gehörten zwei Rollen von Shakespeare – der junge Schäfer aus dem „Wintermärchen" und Lanzelot Gobbo, der urkomische Diener im „Kaufmann von Venedig".

Als besonders beglückend hatte er die Vorsprechsituation noch nie empfunden, aber was half's! Auf der Probebühne vortragend also der sich bewerbende Walter Lendrich, unten, in kritischer Beobachterposition, Wolfgang Langhoff und Herbert Ihering.

Wie sein letzter Satz verklungen ist, bekommt er zunächst die belastende Ungewißheit sekundenlangen Schweigens zu spüren. Schließlich, nicht für seine Ohren bestimmt, aber vernehmbar doch, Langhoff zu Ihering: „Was halten Sie denn von dem?" Darauf Ihering: „Ein ganz moderner Schauspieler..., der wär doch was für uns..."

Als mit der Post der Vertrag nach Göttingen kam, reagierten die Kollegen anerkennend achtungsvoll: Oho, zu Langhoff! Im Spätsommer '52 war es dann soweit – auf in die Hauptstadt der DDR! Manch Neues gab es für ihn zu sehen hier, und das erste, was er vom Zuschauerraum aus erlebte, war die von Lotte Loebinger gemeinsam mit Wolfgang Langhoff inszenierte „Brigade Karhan", ein Gegenwartsstück des tschechischen Autors Václav Kána. „Für mich", erinnert er sich, „war es ein überwältigendes Erlebnis, das Milieu der Arbeiter, ihre Charaktere, der Tonfall – alles wirkte so locker, so wahrhaftig, daß ich mich sogleich hineingezogen fühlte in die Spielatmosphäre."

Bald danach begann das Eigentliche – seine Arbeit an der ersten Rolle unter Langhoffs Regie. Er war in Burjakowskis „Julius Fučik" der Skořepa, ein als Kalfaktor eingesetzter politischer Häftling, der zum Verbindungsmann der im Prager Gestapogefängnis isolierten Genossen wird. Keine große, aber eine für den Spielverlauf bedeut-

Walter Lendrich – einer der dienstältesten Schauspieler am Deutschen Theater Berlin

Kleine Rolle mit Profil – als Pachtherr in „Die Rundköpfe und die Spitzköpfe“ (links i. Bild)

same Rolle. Ob große oder kleine Rolle, das war für Walter Lendrichs Selbstverständnis nie eine Frage, er spielt, wie er immer wieder betont, alles gern, was Profil hat. In den 50er Jahren war das zum Beispiel auch ein Landstreicher in Peter Hacks' „Eröffnung des indischen Zeitalters“. Noch heute, beim Erzählen, leuchtet diebisches Vergnügen in ihm auf.

All seine Rollen, Film und Fernsehen inbegriffen, ergeben eine ungefähr hundertköpfige recht vielseitige Gesellschaft, in der die komischen und tragikomischen Gestalten besonders auffallen. Was sie miteinander verbindet, ist die Unverwechselbarkeit des Künstlers, der sie für uns lebendig gemacht hat. Aber was eigentlich ist es, was ihn so unverwechselbar macht? Doch nicht nur, daß er nicht größer von Statur ist als Chaplin. Eher vielleicht sein immer wieder unbefangenes Anbieten einer Figur, der leicht belegte Klang seiner Stimme, seine bedächtige Art, Satz für Satz hervorzubringen – eine beinahe untertreibende und dennoch raumgreifende Sprechweise. Seine Individualität geht ins Ensemblespiel ein, dennoch bleibt sie eigenständig. Bei seinem ersten Auftritt in den „Rundköpfen und den Spitzköpfen“ hat er nur einen einzigen Satz zu sagen, aber wie er ihn in Szene bringt, das erzwingt Aufmerksamkeit.

Dieser Pachtherr ist für Lendrich nach dem satirischen Bankier Karausche in Tollers „Entfesseltem Wotan“ und Schnock, dem Schreiner in William Shakespeares „Sommernachtstraum“, die dritte Aufgabe bei dem phantasiesprühenden Alexander Lang. Sein erster Regisseur am DT war Wolfgang Langhoff. Dazwischen bekam er bei Wolfgang Heinz den Dr. Wuttke in Hauptmanns „Vor Sonnenuntergang“, bei dem als Gastregisseur gekommenen Heinz Hilpert den Kulygin in Tschechows „Drei Schwestern“, bei Wekwerth den Garcia in Enzensbergers „Verhör von Habana“, bei Friedo Solter den Kneipier in den „Zwei Krawatten“ von Georg Kaiser. Wer alle Rollen wissen möchte, der nehme das vom Deutschen Theater herausgegebene Jubiläumsbuch zur Hand, in dem allerdings kein weiteres Wort über ihn, eines der dienstältesten Ensemblemitglieder zu finden ist. Drum sei hier noch etwas festgehalten von seinen Erinnerungen, die ihn verbinden mit Wolfgang Langhoff. Anfangs waren sie künstlerische Antipoden, der sich emotional an eine Rolle herantastende Lendrich und der auf geistiger Klarheit bestehende Langhoff. Dennoch habe er ihm von Anfang an vertraut und ihm besonders hinsichtlich der geistigen Durchdringung einer Figur sehr viel zu verdanken. Langhoff habe es nämlich verstanden, jeden Schauspieler von seiner „Masche“ weg- und das unverwechselbar Individuelle hervorzubringen.

Es war eine Szenenprobe zu Hacks' „Die Sorgen und die Macht“. Er spielte den BGLer. Wieder und wieder schickte ihn Langhoff zurück. Er wußte schon nicht mehr, was er machen sollte. Ärger überwältigte ihn, verdichtete sich zum Zorn, der sich schließlich Luft machte. Satz um Satz schleuderte er dem Regiepult entgegen. Unten saß lächelnd Langhoff, sagte: Ja, Walter, das war's! Er hatte ihn herausfordern wollen – fürs Spiel! Zu dem, was sich im Gedächtnis eingegraben hat, gehören auch die Gastspielerlebnisse. Zuletzt, im Jahre 1980, war er mit Langs Inszenierung vom „Entfesselten Wotan“ in Moskau. Die Auswahl gerade dieser Komödie von Ernst Toller hing damit zusammen, daß in den 20er Jahren Tollers expressionistische Dramatik zur meistgespielten ausländischen auf sowjetischen Bühnen gehörte. Hier, nicht im Heimatland des Dichters, hat sein „Entfesselter Wotan“ sogar die Uraufführung erlebt. Walter Lendrich sieht sich im Garderobenspiegel. Hat er sich sehr verändert in den über dreißig Jahren? Fest steht: Es waren bereichernde Jahre für ihn, und mit der ihm eigenen Neugier sieht er dem entgegen, was kommen wird.

Regina Reichelt (Text)
Peter Meißner (Foto)
Szenenfoto: Martin Dettloff

Frau Caroline Friedrich. Gezeichnet von C. D. Friedrich um 1825

DICHTER UND MALERPOET

An einem Weihnachtsabend anno 1841: Verlockend war wieder der Striezelmarkt. Doch auf dem Gabentisch lag weniger noch als im Vorjahr. Es war das zweite Weihnachtsfest schon ohne den Vater, und jahrelang zuvor bereits hatte man sich in der Familie von Caspar David Friedrich nach der Decke strecken müssen.

In den Anfangsjahren ihrer Ehe, ja, wer klopfte da nicht alles an die Tür! Sogar der Zar war da. Damals fing die kleine Emma gerade an umherzutapsen. Der nunmehrige Zar wußte damals freilich selber noch nicht, daß er wenige Jahre später schon zum Thronfolger von Rußland werden würde. Eingekerbt hat sich, was er zum Abschied sagte: Wenn er mal in Not gerate, der Caspar David Friedrich, so solle er es ihn wissen lassen – er werde helfen.

In Not – wer hätte gedacht, als sie den berühmten Landschaftsmaler heiratete, daß es tatsächlich einmal so kommen könne! Erst der Schlaganfall, dann des Mannes immer düsterer werdende Stimmung. Wie qualvoll sein Mißtrauen, seine Schroffheit! Und nun sie allein mit den beiden noch unmündigen Kindern! Die Älteste ist schon unter der Haube. Gemeinsam mit Robert, ihrem Mann, ist sie an diesem Heiligabend zur Mutter und den Geschwistern gekommen. Ein braver Mensch, der Schwiegersohn. Hat's als Elbfischer zum Bade- und Schwimmeister gebracht. Ihm kann Mutter Friedrich sich anvertrauen. Er weiß, wie es bestellt ist um sie. Wenn noch manchmal ein Maler sich dem Haus AN DER ELBE Nr. 33 nähert, so kann man gewiß sein, zu Friedrichs herauf will er nicht. In der unteren Etage, bei dem Landschaftsmaler Christian Dahl wird er anklopfen. Früher freilich, da kamen viele von Dahls Schülern auch herauf zu Friedrich, und Friedrichs Schüler legten Wert auf den Unterricht auch bei Dahl. Der Jüngere hat versucht, einiges für das Andenken ihres Mannes zu tun. Aber was hilft's? Viel Wasser ist die Elbe hinuntergeflossen und der Geschmack ein anderer geworden.

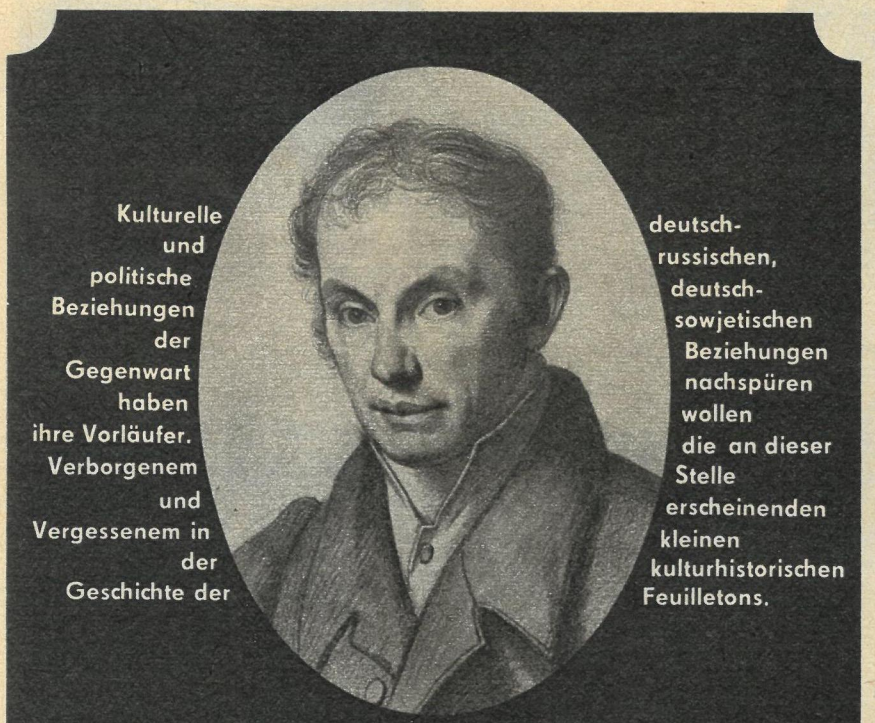
Nur in der Ferne, da gibt es wohl noch einen empfindsamen Poeten, dem Friedrichs Landschaften wirklich zu Herzen gehen – den Staatsrat Wassili Andrejewitsch Shukowski. Ein Mann von Einfluß in Petersburg bei Hofe. Seiner Vermittlung sind viele Ankäufe zu verdanken. Und gar manches hat er auch selber erworben. Sein Lieblingsbild wurde ein kleines Gemälde von Friedrich – „Der jüdische Friedhof bei Mondschein".

Zum erstenmal war Shukowski im Jahre 1821 nach Dresden gekommen. Er näherte sich der Stadt von Meißen her, über dieselbe Landstraße, auf der sich über drei Jahrzehnte früher Nikolai Karamsin mit der Postkutsche von Dresden entfernt hatte. Natürlich kannte Shukowski des Dichterfreundes „Briefe eines russischen Reisenden", und in Erinnerung an Karamsins Schilderung von den Kunstschätzen in der kurfürstlichen Residenz fuhr er erwartungsfroh der Stadt entgegen: Er wollte nicht sogleich seine Herberge aufsuchen. Auf der Brücke blieb er stehen, um sich in das von der Frauenkirche gekrönte Panorama zu versenken. Shukowski dachte an Menschen in dieser Stadt, die er besuchen wollte. Vor allem zog es ihn zu dem für seine Vortragskunst berühmten Ludwig Tieck und zu Caspar David Friedrich, dem Maler der Nebelbilder. „Der Mönch am Meer" und die „Abtei im Eichwald" hatten wohl dazu beigetragen, daß Shukowski darauf gefaßt war, in Friedrich einen Melancholiker vorzufinden. Doch als er die Stadt wieder verlassen hatte, faßte er seinen Eindruck so zusammen: „Das Gesicht Friedrichs wird niemanden überraschen, der ihn in der Menge trifft. Er ist ein hagerer mittelgroßer Mensch, blond, mit hellen Brauen, die über die Augen hängen; der hervorstechende Zug in seinem Gesicht ist Treuherzigkeit; so ist auch sein Charakter: Treuherzigkeit fühlt man aus allen seinen Worten. Er spricht ohne Beredsamkeit, aber mit lebhaftem, aufrichtigem Gefühl, besonders wenn man seinen Lieblingsgegenstand berührt, die Natur, mit der er wie ein Familiengenosse umgeht; aber er spricht von ihr ebenso, wie er sie darstellt, ohne Schwärmerei, aber mit Originalität..." Soweit aus einem Brief, den Shukowski am 23. Juni 1821 an Alexandra Fjodorowna, Frau des Zaren Nikolai, richtete.

Doch zurück in das Haus am Elberg. Hier, in der oberen Etage, sitzen sie Heiligabend 1841 beisammen: Mutter Caroline, ihre 18jährige Agnes, der 17jährige Gustav Adolf und die 21jährige schon verheiratete Emma mit Robert, ihrem Elbfischer, der es zum Bade- und Schwimmeister gebracht hat.

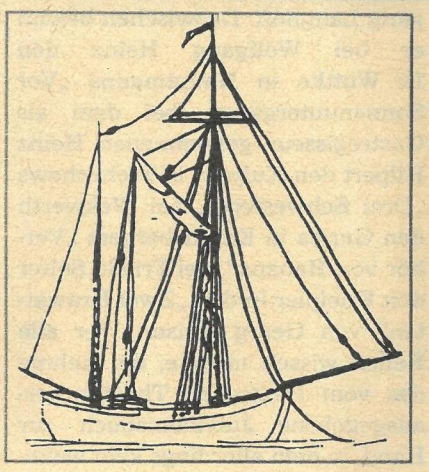
Und wie das zu sein pflegt an besinnlichen Abenden – die Gedanken gleiten zurück. Vom Vater spricht man und auch von dem russischen Dichter, mit dem vor der Staffelei so manches Bild in Worten gemalt wurde. Vater kannte sich aus in Shukowskis Geschmack, er sollte ihm über Jahre hinweg jedes Frühjahr zwei Bilder zusenden. Als Shukowski dann eines Tages von Friedrichs Schlaganfall erfuhr, war ihm klar, daß die Familie nichts nötiger brauchte als Geld. Er verlangte von Friedrich eine Liste aller ausgeführten Zeichnungen und Gemälde, um mit der Zarenfamilie über Ankäufe sprechen zu können. Bald darauf bekam Friedrich eine Bestelliste aus Petersburg. Ein Stein fiel ihm vom Herzen. Unverzüglich bereitete er den Versand der Bilder vor.

Doch es war schon spät im Herbst und die Zeit der Schiffahrt vorbei. Bestellt vom russischen Gesandten

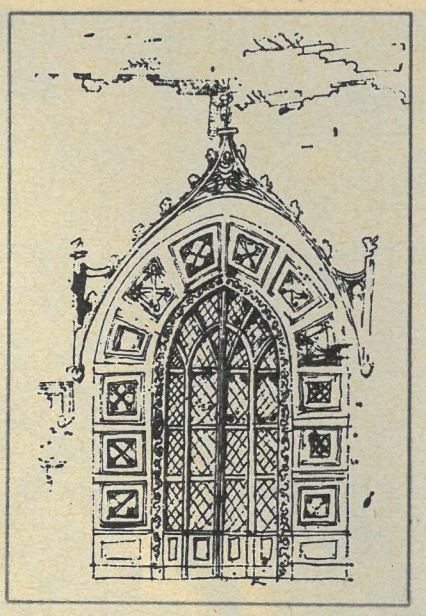


Wassili Shukowski 1783–1852. Kupferstichkabinett Dresden

Historische Miniaturen



C. D. Friedrich – Segelboot. Um 1798



C. D. Friedrich – Gotisches Fenster. Um 1815/17

zu Dresden, mußte Friedrich erfahren, daß seine Kisten vorm nächsten Frühjahr nicht abgeschickt werden könnten. Die Kisten auf einem Wagen und hernach mit Pferdeschlitten zu transportieren, davon wollte der Gesandte nichts wissen.

Als Friedrich sich von dem Gesandten verabschiedet hatte und wieder auf dem Heimweg war, bedrängten ihn mit neuer Heftigkeit die Sorgen. Der Erlös für die Bilder, schon nahe geglaubt, rückte in ungreifbare Frühjahrsferne. Schwer, sich der Verzweiflung zu erwehren.

Ein Fünkchen Hoffnung glomm auf bei dem Gedanken an Shukowski. Friedrich beschloß, ihm zu schreiben, wieso er die von den Zarentöchtern bestellten Bilder noch nicht abschicken konnte.

Daß die Kollektion bald darauf angekauft wurde, obwohl noch Monate vergingen, ehe wieder ein Schiff nach Petersburg auslief, es war zurückzuführen zweifellos auf Shukowskis Fürsprache. Ja, er hatte wirklich geholfen, wo er nur konnte, der Staatsrat Shukowski. Darüber war man sich einig im Kreise der Hinterbliebenen.

Der junge Schwiegersohn, dies alles hörend am Weihnachtsabend, ist nachdenklich geworden. Von Shukowskis Dichtung hat er keine Ahnung, aber er ist zu dem Eindruck gelangt, daß dieser hochgestellte Dichter doch ein Mensch sein muß, den fremdes Leid nicht gleichgültig läßt. Wie wäre es, wenn Mutter sich hilfesuchend an ihn wenden würden? Die Witwe zögert. Aber war da nicht das Versprechen des Zaren, weit zurückliegend zwar, aber immerhin – die Not gibt den Ausschlag. Der Schwiegersohn setzt im Namen der Witwe ein Schreiben an Shukowski auf, in dem an die von Sr. Majestät, dem jetzt regierenden Kaiser von Rußland, dereinst gegenüber dem Schwiegervater vorgebrachte Äußerung erinnert wird…

Viel Hoffnung klammert sich an diesen Brief. Die nächsten Wochen und Monate bringen herbe Enttäuschung.

Sie konnten nicht wissen, daß Shukowski Petersburg verlassen und von dem Brief keine Ahnung hatte. Er lebte bereits verheiratet in Düsseldorf. Viele Monate gingen vorüber, ehe man ihm aus Petersburg den Brief an seine neue Adresse nachsandte.

Die Zeilen müssen ihm wohl nahe gegangen sein. Jedenfalls setzte er sich sofort hin, um nach Petersburg zu schreiben. Er bat den einflußreichen Fürsten Wolkowski, das Bittgesuch dem Zaren vorzulegen.

Bald darauf quittierte Caroline Friedrich in Dresden den Empfang von 150 Talern. Sie dachte dabei an den russischen Dichter, der in ihrem Mann einen Maler-Poeten sah.

Regina Reichelt

Repros: Deutsche Fotothek Dresden, Steinberg

Nekrassows Turmtransporte

Andrej Nekrassow, unser Moskauer Karikaturist, stellt sich heute mit einer neuen Erfindung vor: Das transportable Wohnhaus für Leute, die gern in der Gegend herumfahren, um dabei pausenlos zu konstatieren, daß es zu Hause doch am schönsten ist.

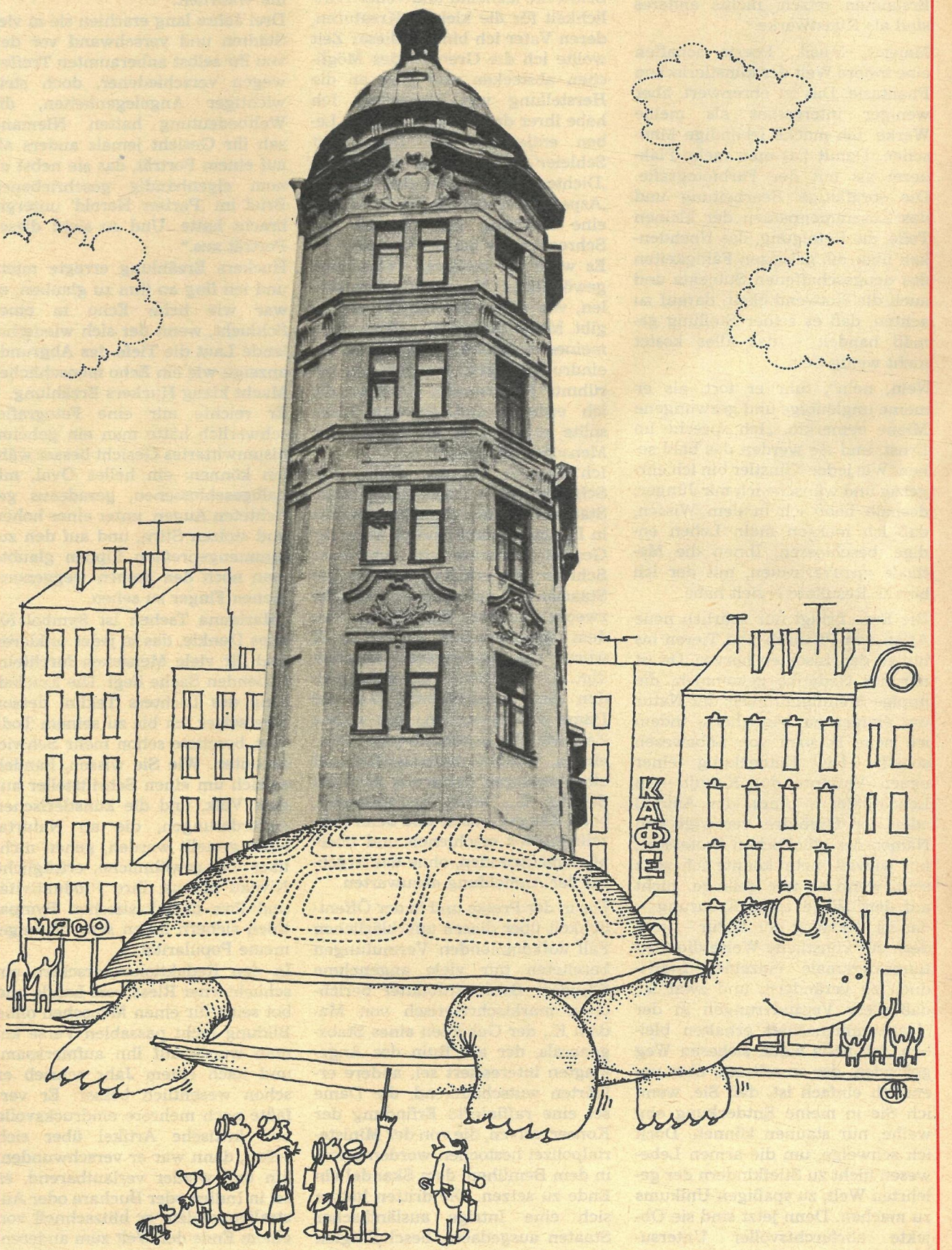


Foto: W. Simin

Alexander Grin

Die Schöpfung Aspers

Grinland — so nennt der Autor dieser Erzählung seine phantastische Geschichtenwelt. 1880 im Gouvernement Wjatka des zaristischen Rußland geboren, floh Alexander Grin der provinziellen Enge, dem moralischen Verfall, der Erniedrigung des von der Gesellschaft Ausgestoßenen in immer neue Abenteuer auf der Suche nach der besseren Welt. Es ist die ewige Hoffnung, die ihn am Leben hält, ähnlich den Figuren seiner romantischen Novellen. In der fiktiven Welt des Alexander Grin sind die realen Nöte, die Ängste ebenso wie die Träume eingefangen, die ihn bewegten. FREIE WELT veröffentlichte bereits einige seiner Erzählungen, darunter „Der Hafenkommandant" und „Die Schlange", die wir wie „Die Schöpfung Aspers" dem 1984 bei Volk und Welt erscheinenden Band „Der Rattenfänger" entnahmen.

1

Im düsteren Tal der Engra, nahe den Steinbrüchen, weihte mich der Richter Hucker in manches Ungewöhnliche ein.

„Mein Freund", sagte er, „die höchste Bestimmung des Menschen ist Schöpfertum. Das Werk, dem ich mein Leben verschrieben habe, fordert zu Lebzeiten des Schöpfers eiserne Geheimhaltung. Der Name des Künstlers soll keinem bekannt sein; mehr noch, die Menschen dürfen nicht einmal ahnen, daß die Phänomene, die sie in Erstaunen setzen, nichts anderes sind als Kunstwerke.

Malerei, Musik, Poesie schaffen eine innere Welt der künstlerischen Phantasie. Das ist ehrenwert, aber weniger interessant als meine Werke. Ich mache lebendige Menschen. Damit hat man mehr Plakkerei als mit der Farbfotografie. Die sorgfältige Bearbeitung und das Zusammenpassen der kleinen Teile, die Reinigung, das Nachdenken über die geistigen Fähigkeiten des neugeschaffenen Subjekts und auch die Notwendigkeit, darauf zu achten, daß es seiner Stellung gemäß handelt – das alles kostet nicht wenig Zeit.

Nein, nein", fuhr er fort, als er meine ungläubige und gezwungene Miene bemerkte. „Ich spreche im Ernst, und sie werden das bald sehen. Wie jeder Künstler bin ich ehrgeizig und wünsche ich mir Jünger; deshalb habe ich in dem Wissen, daß ich morgen mein Leben endige, beschlossen, Ihnen die Methode anzuvertrauen, mit der ich bereits Resultate erzielt habe.

Die Erde bringt nur spärlich neue Arten von Pflanzen und Tieren bis hin zu den Insekten hervor. Da ist mir der Gedanke gekommen, die üppige Mannigfaltigkeit der Natur um einiges zu bereichern, indem ich neue Formen von Lebewesen schaffe. Die Entdeckung einer neuen Variante des Kokujo (ein Leuchtkäfer – Anm. des Autors) oder der Orchidee verewigt den Namen des glücklichen Professors; um wieviel mehr könnte ich stolz sein, wenn es mir gelänge, nicht auf dem Wege einer Kreuzung – das ist der Weg der Natur –, sondern auf künstliche Weise die Gattungsmerkmale einzelner Individuen zu verändern, und zwar so, daß diese Veränderungen in der Nachkommenschaft erhalten bleiben. Ich habe einen sicheren Weg gefunden, der so seltsam, aber unendlich einfach ist, daß Sie, wenn ich Sie in meine Entdeckung einweihe, nur staunen können. Doch ich schweige, um die armen Lebewesen nicht zu Stiefkindern der gelehrten Welt, zu spaßigen Unikums zu machen. Denn jetzt sind sie Objekte ehrfurchtsvoller Untersuchung, die ihren Erforschern zu Ruhm verhelfen.

Ich habe eine schwimmende Schnecke mit neuen Atmungsorganen geschaffen; sechs Arten Maikäfer, von denen eine besonders bemerkenswert ist, da sie ein wohlriechendes Sekret absondert; einen weißen Sperling, ein Taubenschnabeltier; eine Haubenschnepfe; einen roten Schwan und viele andere. Wie sie bemerkt haben, wählte ich allgemein bekannte, weit verbreitete Arten, damit die Wissenschaftler sie möglichst schnell entdecken. Meine Werke haben Furore gemacht; man hielt die Natur für den Autor, ich aber las von den Flossen der neuen Schnecke lächelnd und voller Zärtlichkeit für die kleinen Kreaturen, deren Vater ich bin. Zu dieser Zeit wollte ich die Grenzen des Möglichen abstecken und ging an die Herstellung von Menschen. Ich habe ihrer drei erdacht und ins Leben entlassen: ‚Die Dame mit Schleier', den Ihnen bekannten ‚Dichter Teklin' und den Räuber ‚Asper', über den es im Land nur eine Meinung gibt: Er ist der Schrecken der ganzen Gegend.

Es wäre ein müßiges Vergnügen, gewöhnliche Menschen herzustellen, von denen es wahrlich genug gibt. Meine Menschen sollten allgemeines Aufsehen erregen und beeindrucken, ganz genauso wie berühmte Kunstwerke; die Spur, die ich erdacht und gezogen habe, sollte sich tief in die Seelen der Menschen eingraben.

Ich begann bei der ‚Dame mit Schleier'. Eines Tages läutete beim Staatsanwalt des obersten Gerichts in D. eine schlanke junge Frau; ihr Gesicht bedeckte ein schwarzer Schleier. Sie erklärte, daß sie den Staatsanwalt zu sprechen wünsche zwecks geheimer Enthüllungen zu dem sensationellen Prozeß X; X wurde des Staatsverrats beschuldigt. Als der Diener, der sie anmelden ging, zurückkehrte, war die Dame verschwunden. Zur selben Zeit war die geheimnisvolle Besucherin, wie sich herausstellte, mit einer analogen Erklärung auch bei Senator G., beim Justizminister, beim Kriegsminister und beim Polizeiinspektor erschienen und überall verschwunden, ohne das Ergebnis der Anmeldung abzuwarten.

Die in der Presse und in der Öffentlichkeit über diesen unerklärlichen Fall aufkommenden Vermutungen bereiteten mir viele angenehme Stunden. Boulevardblätter berichteten marktschreierisch von Madam K., der Geliebten eines Stabsgenerals, der am Ruin des Angeklagten interessiert sei; andere erklärten wutschäumend, die Dame sei eine raffinierte Erfindung der Konservativen, die von der Ministerialpolizei bestochen worden seien, in dem Bemühen, dem Skandal ein Ende zu setzen. Die dritten hatten sich eine Intrige ausländischer Staaten ausgedacht, beschuldigten die Regierung des Verrats und behaupteten, die Dame mit dem Schleier sei die morganatische Gattin des Prinzen W., eine Schönheit, gefährlich für jeden Mann, und wenn er noch so eine hohe Position einnehme. In den Salons tuschelte man sich Verleumdungen von Frauen der vornehmen Welt und der Halbwelt ins Ohr; die geheimnisvolle Dame wurde zur Verkörperung von Bestechung, Ausschweifung, Intrigen, Parteiumtrieben, Feigheit und Verrat. Schließlich erklärte man sie allgemein für Marianna Tschen, die nicht ganz normale Schwester von Kapitän Tschen, eine Frau, die sich einbildete, sie wisse immer und überall die Wahrheit.

Drei Jahre lang erschien sie in vier Städten und verschwand vor den von ihr selbst anberaumten Treffen wegen verschiedener, doch stets wichtiger Angelegenheiten, die Weltbedeutung hatten. Niemand sah ihr Gesicht jemals anders als auf einem Porträt, das sie nebst einem eigenhändig geschriebenen Brief im ‚Pariser Herold' untergebracht hatte. Und so sieht dieses Porträt aus."

Huckers Erzählung erregte mich, und ich fing an ihm zu glauben; es war wie beim Echo in einer Schlucht, wenn der sich wiederholende Laut die Tiefe des Abgrunds anzeigt; wie ein Echo menschlicher Macht klang Huckers Erzählung.

Er reichte mir eine Fotografie; schwerlich hätte man ein geheimnisumwittertes Gesicht besser wählen können: ein helles Oval, mit halbgeschlossenen, geradeaus gerichteten Augen, unter einer hohen und stolzen Stirn, und auf den zusammengepreßten Lippen glaubte man noch den soeben weggenommenen Finger zu sehen.

„Marianna Tschen ist Symbol für alles Dunkle, das in jeder unklaren und für viele Menschen furchteinflößenden Sache liegt. Die Erschaffung des Dichters Teklin, dessen Übersetzer ich bis zu seinem Tode war, bereitete schon mehr Schwierigkeiten. Wie Sie wissen, handelt es sich um einen Schriftsteller aus dem Volk, und die künstlerischen Anforderungen, die an Naturtalente gestellt werden, gehen nicht über das gewöhnliche, erträgliche Niveau hinaus; ihre Produktivität und ihre demokratischen Sympathien sichern ihnen sehr oft ungemeine Popularität.

In den Redaktionen erschien ein schüchterner Riese vom Lande und bot seine für einen Menschen ohne Bildung recht passablen Verse an; man wurde auf ihn aufmerksam, und nach einem Jahr schrieb er schon wesentlich besser. Er verfaßte noch mehrere eindrucksvolle und kritische Artikel über sich selbst, dann war er verschwunden; hin und wieder verlautbarend, er sei in Indien oder Buchara oder Australien, walzte er blitzschnell von einem Ende der Welt zum anderen. Teklin schrieb weiterhin seine in sozialem Sinn prinzipiellen Verse; seine gesunde Poesie befriedigte breite Gesellschaftsschichten, sein Ruhm wuchs. Ich übersetzte ihn in alle möglichen Sprachen und habe, wie ich Ihnen versichern kann, auch einen Ruf als recht guter Übersetzer erlangt.

Teklin ist vor kurzem in Palestro am Gelbfieber gestorben. Auch als der Dichter schon reich war, kam er ohne Dienstboten aus, lebte als Vegetarier und liebte körperliche Arbeit."

„Sie scherzen!" rief ich. „Das ist doch undenkbar!"

„Warum denn?" Hucker war ehr-

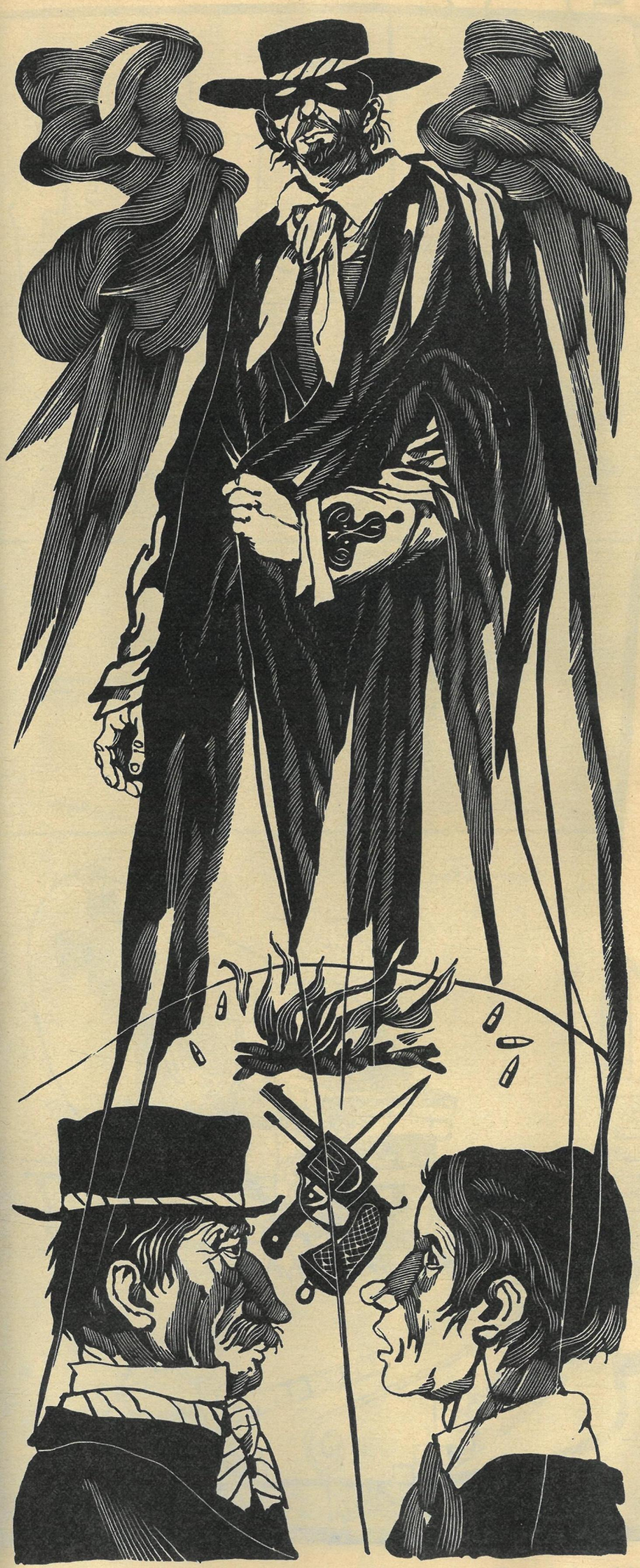


Illustration: Karl Fischer

lich erstaunt. „Kann ich vielleicht keine schlechten Gedichte machen?“
Er verstummte.

2

„Das war ein gutes Werk – der Teklin“, sagte Hucker, als er aus seinem Nachdenken erwachte. „Eine saubere Arbeit. Doch nun komme ich zu dem, der für mich am interessantesten ist – zu Asper; über die Technik verbreite ich mich nicht, diese Frage habe ich offen gelassen. Im folgenden Beispiel werden sie einen Entwurf, den Alltag eines Künstlers sehen.

Asper ist der Typ des idealisierten Räubers; ein Romantiker, Schrekken der Kaufleute, Freund der Armen und platonische Liebe der Damen, die Heroismus überall dort suchen, wo Schüsse knallen. Es mag seltsam klingen, doch obwohl die Gesellschaft das Verbrechen erbittert bekämpft, hat sie die Gauner mit einem eigenartigen Nimbus versehen, sie gibt mit der einen Hand, was sie mit der anderen genommen hat. Das Bedürfnis nach dem Außergewöhnlichen ist vielleicht das stärkste nach dem Schlaf, dem Hunger und der Liebe; Schriftsteller aller Länder und Völker haben in ihren Werken eine positive Einstellung zu berühmten Räubern verewigt. Cartouche, Morgan, Rocambole, Fra Diavolo, Rasin von der Wolga – sie alle riechen geradezu nach Blut und ziehen die Gedanken des einfachen Mannes unwiderstehlich an, wie es den vor Angst winselnden Welpen zu dem langsam hin und her schwankenden Kopf der Boa zieht. Es erfrischt die Nerven, und ich schuf den legendären Asper. Als ich mich in den Elendsvierteln umtat, wo die Gesichter von Haaren überwuchert und die Stimmen vom Trinken rauh sind, stieß ich auf einen flüchtigen, äußerst gefährlichen Zwangsarbeiter. Ich hatte keine große Mühe, ihn mit Hilfe von Geld bis hinter den Ozean zu vertreiben; er war der Polizei gut bekannt, seine Inhaftierung wäre für mich unvorteilhaft gewesen. Ich benutzte seinen Namen ‚Asper‘ – nahm eine fremde Mausefalle, setzte aber meine Maus hinein. In unserer Gegend sind bewaffnete Raubüberfälle eine gewohnte Erscheinung, und ich steuerte sie geschickt, jedoch nicht alle, sondern nur solche, wo die Verbrecher ohne Gewalt und Mord auskamen. Nachdem ich Asper geschaffen hatte, schuf ich ihm auch eine Bande, nach jedem Raubüberfall bekam der Leidtragende eine kurze schriftliche Mitteilung: ‚Asper bedankt sich‘. Zur gleichen Zeit erhielten die ärmsten Bauern von mir Geld und geheimnisvolle Zettel: ‚Vom freigebigen Asper‘ oder ‚Von einem Bruder. Asper.‘ Manchmal gerieten diese Botschaften etwas länger; erschreckte Farmer lasen zum Beispiel folgendes: ‚Ich komme bald. Aspers Gehilfe, der seinen Namen nicht nennt.‘ Es passierte gelegentlich, daß diese Farmer tatsächlich überfallen wurden, doch wenn man die Räuber faßte, protestierten sie natürlich gegen die Beschuldigung, zu Aspers Bande zu gehören, was einmal mehr die wunderbare Disziplin des nicht aufzugreifenden und, wie alle schon anerkannten, kühnen Banditen bestätigte.

Seine Verwegenheit und Dreistigkeit erregten besonders gespannte Aufmerksamkeit. Er selbst, so erzählte man sich, trete nur selten in Erscheinung, und die Meinungen über sein Äußeres gingen auseinander. Die Phantasie der Betroffenen war mir eine große Hilfe. Ab und zu sorgte ich für frische Eindrücke; wenn ich zum Beispiel von weitem einen allein daherfahrenden Bauern sah, setzte ich eine Maske auf und ging schweigend an ihm vorüber; um sich groß zu tun, erzählte der arme Teufel allen, er sei keinem anderen als Asper begegnet. Nahe einer Bahnstation arrangierte ich ein erloschenes Lagerfeuer, warf daneben zwei Halbmasken ins Gras, einige leere Patronen und ein Messer; die Leute hielten es allen Ernstes für ein in Eile verlassenes Nachtlager des Banditen.

Seine guten Taten wurden immer häufiger und mannigfaltiger. Ich schickte Geld an arme Bräute, Witwen, Hungers sterbende Arbeiter, Spielzeug an kranke Kinder… Aspers Popularität wuchs von Monat zu Monat, die Polizei hingegen war schon regelrecht erschöpft von der Suche nach dem Verbrecher. Ganze Dörfer verdächtigten einander, Asper Unterschlupf zu gewähren, doch es war unmöglich, diesem bemerkenswerten Menschen auf die Spur zu kommen.

Etwa zu dieser Zeit verliebte sich Asper.

Die junge Dame R. hatte sich unweit von Surbagan in der Villa ihrer Schwester niedergelassen. Bei einem Waldspaziergang fiel ihr ein Stein vor die Füße, der in ein Blatt Papier eingewickelt war. R. hob den Zettel auf und las voller Schrecken und Verwunderung die folgenden Zeilen: „Meine Macht ist groß, doch Ihre Macht ist größer. Ich liebe Sie insgeheim und seit langem. Seien Sie unbesorgt; ausgestoßen und verfolgt, werde ich, wenn ich Ihren Namen ausspreche, ein anderer. Asper.“ Die Dame eilte nach Hause. Der Familienrat kam zu dem Schluß, es handle sich um den dummen Scherz eines Nachbarn, und beruhigte die aufgeregte Schöne. Am nächsten Morgen fand man unter ihrem Fenster ein ganzes Rosarium; gigantische Buketts türmten sich von den Rabatten bis zu den Fensterbrettern, und im Holz der Wand steckte, einen Zettel haltend, ein Dolch aus blauem Stahl mit Perlmuttgriff. Auf dem Zettel stand: „Von Asper“.

R. reiste unverzüglich ab in eine

Fortsetzung Seite 43

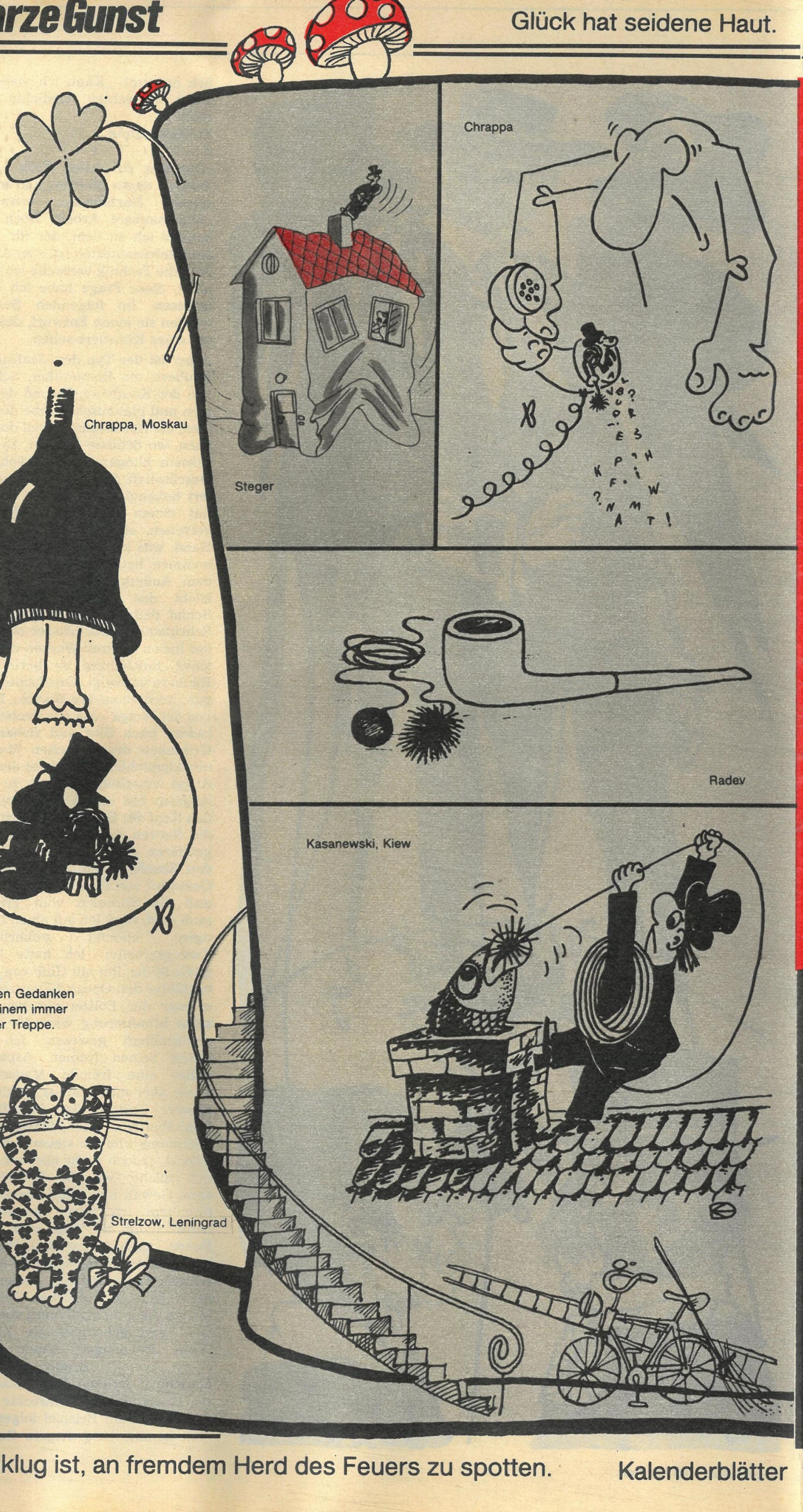
Wladimir Todorow

Über den Dächern

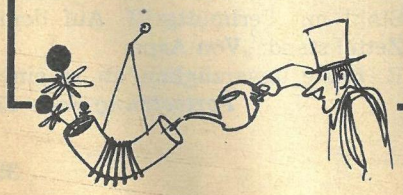
Als die letzten Akkorde des Marsches von Mendelssohn-Bartholdy verklungen waren, spürte Bibikow, daß die Liebe an ihm ein Wunder vollzog. Er nahm seine ihm eben angetraute junge Frau, der ebenfalls Flügel gewachsen waren, bei der Hand und flog mit ihr zum weit geöffneten Fenster hinaus. Ihre Flitterwochen waren zauberhaft. Sie kreisten über der Stadt, ließen sich auf duftende Wiesen nieder, pflückten Kamillenblüten und flochten sich gelbe Kränze ins Haar.

Eines Tages aber verspürte Bibikow während des Fliegens eine sonderbare Schwere, nur mit Mühe flog er nach Hause. Am nächsten Morgen entdeckte er, daß seine Flügel merklich geschrumpft waren. An jenem Tag flog Bibikow unsicher, blieb dicht über der Erde. Und abends machte er eine furchtbare Entdeckung: Seine Flügel waren verschwunden. Seine Frau aber schwebte wie eh und je durch die Wohnung. Als sie ihn schließlich einlud, vor dem Schlafen noch einen kleinen Ausflug zum Waldesrand zu machen, schrie er sie zum erstenmal an. Er spürte – sein Glück hatte einen Riß erhalten. Nachts schlich er leise zu ihrem Bett und nahm ihr die Flügel fort. – Die beiden aber lebten weiter einträchtig beieinander, stritten maßvoll, sahen bis in die Nacht fern, machten Besuche und galten überall als mustergültiges Ehepaar. Nur hin und wieder stellte sich die junge Frau auf die Zehenspitzen und sah beunruhigt zum Himmel, als versuche sie, sich an etwas zu erinnern. – Im Gegensatz zu seiner Frau erinnerte sich Bibikow sehr gut, und ein unbehagliches Gefühl überkam ihn, wenn er an ihre gemeinsamen törichten Ausflüge zur Sommerwiese dachte. Jahre vergingen. Eines Tages entdeckte Bibikow beim Aufräumen auf dem Dachboden die Flügelchen seiner Frau. Er beschloß, sie nutzbringend zu verwenden – und stopfte sich ein herrliches weiches Kissen aus den Federn…

(leicht gekürzt)
Aus dem Russischen von Adeline Thomas



Katzanova
Die klügsten Gedanken kommen einem immer erst auf der Treppe.



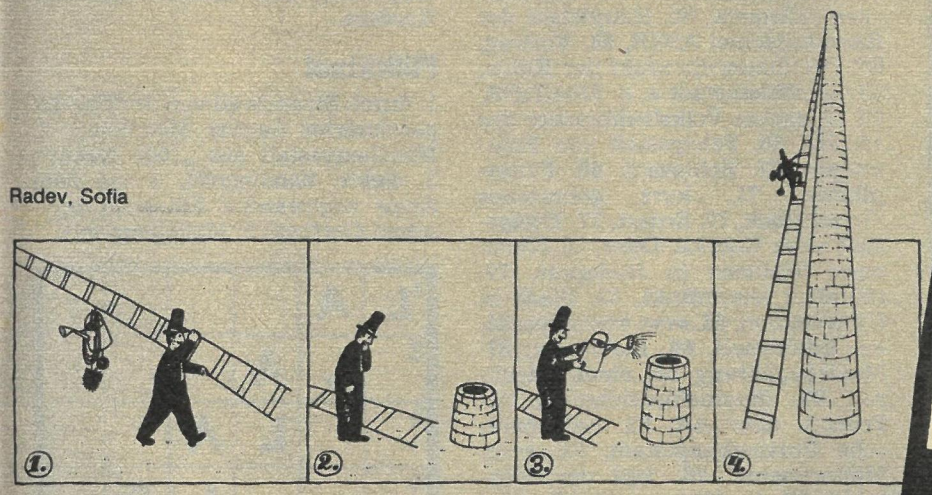
Wer eine gute Aussicht hat, muß noch lange keinen Überblick besitzen. Die Augen der Liebenden brauchen keinen Putz!

First-Lady

Die Liebe zu besingen,
zerbricht er sich den Kopf.
Es will kein Vers gelingen …

Da tritt sein Schätzchen ein,
bedeckt mit einem Zopf.
Nun läßt er's Dichten sein …

G. Rzehaczek

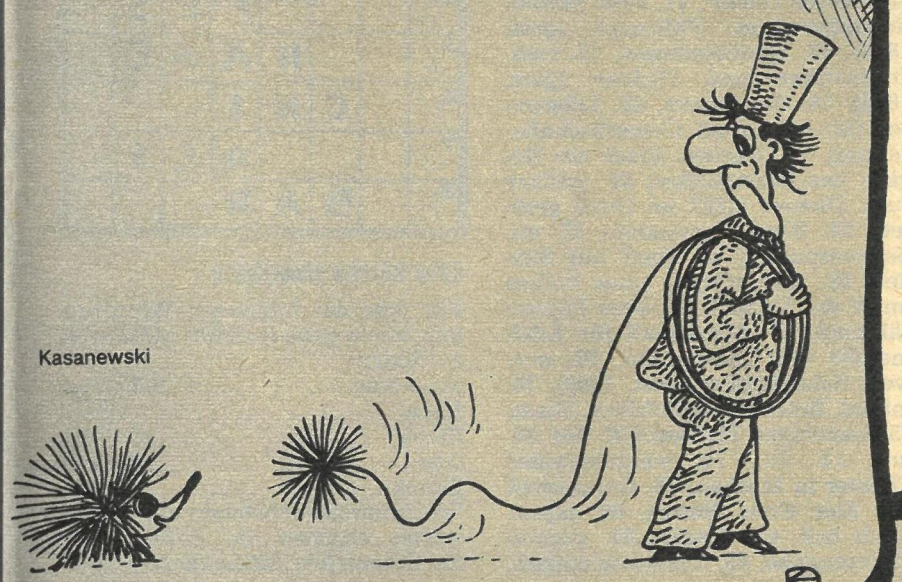


Radev, Sofia

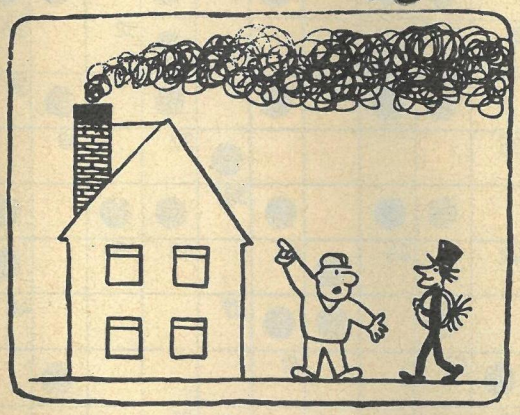
Redaktion: Karin Kopp, Hannes Schreiber; Grafik: Martin Kotsch.

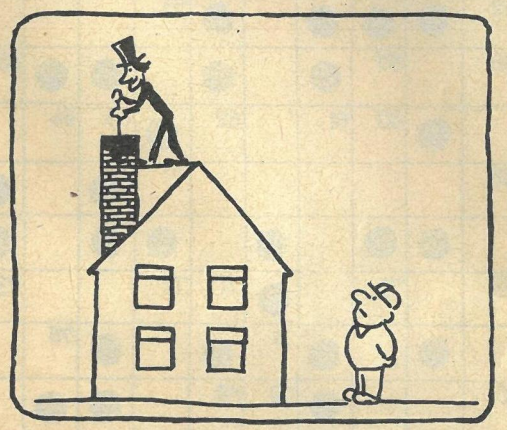
Wer Lust hat, hat auch Zeit!
G. Branstner

Steinach



Kasanewski





Kehraus

Mitzudenken ist immer nötig, mitzuschwatzen aber nicht.

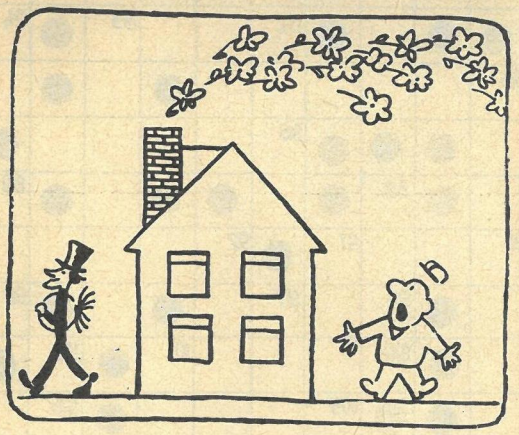
G. Keller

*

Er ist ein Glückspilz, aber ungenießbar!

*

Er hatte schon soviel Zeit totgeschlagen, daß er ganze Jahre in seinem Leben ausgerottet hat.



Safronow, Moskau

Mondsüchtig

Ein Mitmensch, der im Schlafgewand,
zur Mittagszeit den Mond nicht fand,
nur Sonnenschein an dessen Platz,
rief: „Ekelhaft! Ersatz! Ersatz!"

W. Funke

Kamino, der Rußentfernerschneck von Läpke

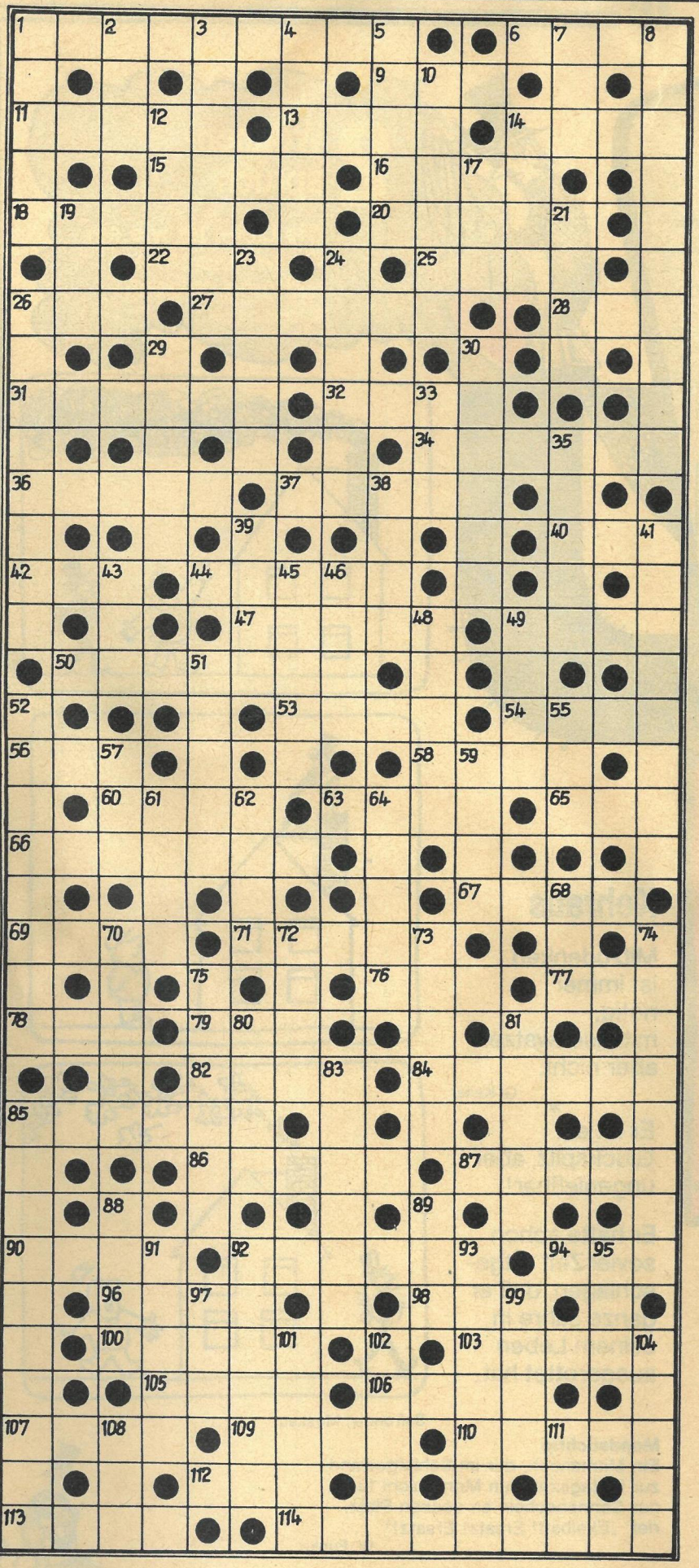
Schwarz auf Weiß

Es ist eine bekannte Sache, daß die Viertelstündchen größer sind als die Viertelstunden.

Lichtenberg

Der Zufall weiß immer diejenigen zu finden, die sich seiner zu bedienen wissen. R. Rolland

sind Zeitschnitzel. Manches Glück hat dunkle Flecken.



Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. Lebens- und Kampfgefährtin Lenins, 6. Unterkunft, Obdach, 9. Aufgußgetränk, 11. schweizer. Kantonshauptstadt, 13. Maßeinheit der Radioaktivität von Quellwässern, 14. altoriental. Staat, 15. Männername (Kurzf.), 16. Stacheltier, 18. Salzsee bei Wolgograd, 20. ungar. Publizist, Mitbegründer der KP Ungarns (gest. 1959), 22. Abk. für Wissenschaftl. Informationszentrum, 25. die Festmasse der Erde, 26. Abschnitt der Bühnenwerke, 27. Zahnfäule, 28. Gefrorenes, 31. bedeut. engl. Naturforscher (gest. 1882), 32. schweres Verbrechen, 34. sowj. Dokumentarfilmregisseur (gest. 1954), 36. Kurort im Harz, 37. Vorratsraum, 40. besondere Anerkennung, 42. französisch: Wasser, 44. Eisenstift, 47. Mündungsarm der Wisla, 49. Stück vom Ganzen, 50. svw. Mischung, 53. Schwanzlurche, 54. radioakt. chem. Element, 56. Hauptstadt der Baschkirischen ASSR, 58. Vortrag, 60. Destillationsprodukt der Kohle, 63. Schiffsbaustadt a. d. Elbe/DDR, 65. deutscher Volksliedforscher des 19. Jh., 66. Fahrgestell von Fahrzeugen, 67. Schulsaal, 69. Futterpflanze, 71. kurz gebratenes Fleischstück, 76. Erdart, 77. Titelgestalt einer Gotovac-Oper, 78. Name eines Stadions in Budapest, 79. räumlich beschränkt, 82. Staat in Hinterindien, 84. svw. kostenlos, 85. ein Edelmetall, 86. Liebhaber, 87. Musikbegleitung bei einem Hochruf, 90. Sammelbezeichnung für Früchte aller Art, 92. nordspanische Provinzhauptstadt, 94. arab. Männername, 96. Fell der Pelzrobbe, 98. das Universum, 100. flüssige Speisewürze, 103. Berghang, 105. Mädchenname (Abk.), 106. Nebenfluß der Kura, 107. Gemahlin des Zeus, 109. Grundbalken der Schiffe, 110. nordfranzös. Stadt, 112. Vorgebirge, 113. Beinteil, 114. Hauptstadt der Usbekischen SSR.

Senkrecht: 1. Riesentintenfisch, 2. Zeitmesser, 3. erster sowj. künstlicher Erdsatellit, 4. Kampfplatz, 5. Stern im Sternbild Adler, 7. peruan. Währungseinheit, 8. russ. Universalgelehrter des 18. Jh., 10. Klassiker des Marxismus, 12. sowj. Hafenstadt am Hauptarm des Don, 14. Schwung, 17. Operette von Lehár, 19. albanische Währungseinheit, 21. Einfall, 23. jugoslaw. Ort nordöstl. von Zagreb, 24. spanisch: Gebirgskette, 26. russ. Bildhauer (gest. 1932), 29. USA-Sportler, erfolgreichster Olympia-Sieger von 1936, 30. Oper von Carl-Maria von Weber, 33. Männername, 35. seemännisch: Flaschenzug, 38. Festkleidung, 39. Autor des Romans „Professor Unrat", 41. russ. revolutionärdemokrat. Philosoph (gest. 1848), 43. Mädchenname, 45. russ. Dramatiker und Dichter (gest. 1852), 46. Saugwurm, 48. Lebewesen (Mz.), 49. sowj. Gewerkschaftszeitung, 51. französ. Stadt am Beginn des Rhônedeltas, 52. größter russ. Dichter (1837 im Duell getötet), 55. Wendekommando, 57. ein Scheuerpulver, 59. Stadt auf Sizilien, 61. Angehöriger eines Volkes im W der UdSSR, 62. altes Papierzählmaß, 64. Massemaß für Edelmetalle und Diamanten, 68. norweg. Schriftsteller (gest. 1908), 70. männl. Ente, 72. westafrikan. Staat, 73. bauchiges Hanseschiff des 13. und 14. Jh., 74. weltbekanntes Theater in Moskau, 75. Gesamtheit der Eier eines Nestes, 80. japan. Stadt östl. von Osaka, 81. genaue Tagesangabe, 83. Unbeweglichkeit, Steifheit, 85. Autor des Romans „Der stille Don", 88. Rauchfang, 89. Zitatensammlung, 91. jugoslaw. Physiker (gest. 1943), 92. russ. Komponist der Oper „Iwan Sussanin", 93. ein Kümmellikör, 95. Senkblei, 97. Angehöriger eines altnord. Göttergeschlechts, 99. Weinernte, 101. Verstand, Scharfsinn, 102. Hauptgebäude einer mittelalterl. Burg, 104. Männername, 108. Wagenteil, 111. schott. Fluß zur Nordsee.

Füllrätsel

1. durch Strandwall von der See abgeschnürter flacher Meeresteil, 2. Märchengestalt aus „1001 Nacht", 3. elektr. Schaltgerät, 4. die dem Auge zugewandte Linse in optischen Geräten, 5. Mädchenname.

1 L	A				
2	L	A			
3		L	A		
4			L	A	
5				L	A

Vom Kern zum Wort

1. Schäfergedicht; mehrstimmiges Gesangsstück, 2. im Hochbau: waagerechter Träger oder Balken, 3. französ. humanist. Schriftsteller (gest. 1553), 4. öffentl. Erklärung; Grundsatzprogramm, 5. sowj. Volk im westl. Kaukasus, 6. russischer Admiral des 19. Jahrhunderts, 7. sowj. Insel im Pazifik, 8. Kleinkunstbühne.
Die Anfangsbuchstaben der Lösungswörter ergeben den Namen einer Oblasthauptstadt auf der Halbinsel Kola.

1			R	I	G	A	
2		T	E	R	Z		
3					A	I	
4				F	E	S	
5			H	A	S	E	
6		C	H	I			
7				A	L	I	
8		B	A	R			

Die Mitte macht's

Für jede der folgenden Wortgruppen ist ein gemeinsames Mittelwort zu finden:

Schweine ..... Schweine
Kern ..... Kern
Stock ..... Stock
Uhr ..... Uhr
Druck ..... Druck

Die Anfangsbuchstaben der Mittelwörter ergeben die Bezeichnung für Sittenlehre, Sittlichkeit.

Redaktion: FREIE WELT
1026 Berlin,
Karl-Liebknecht-Str. 29
Telefon: über 24 40
Fernschreib-
Nr. 011 48 54

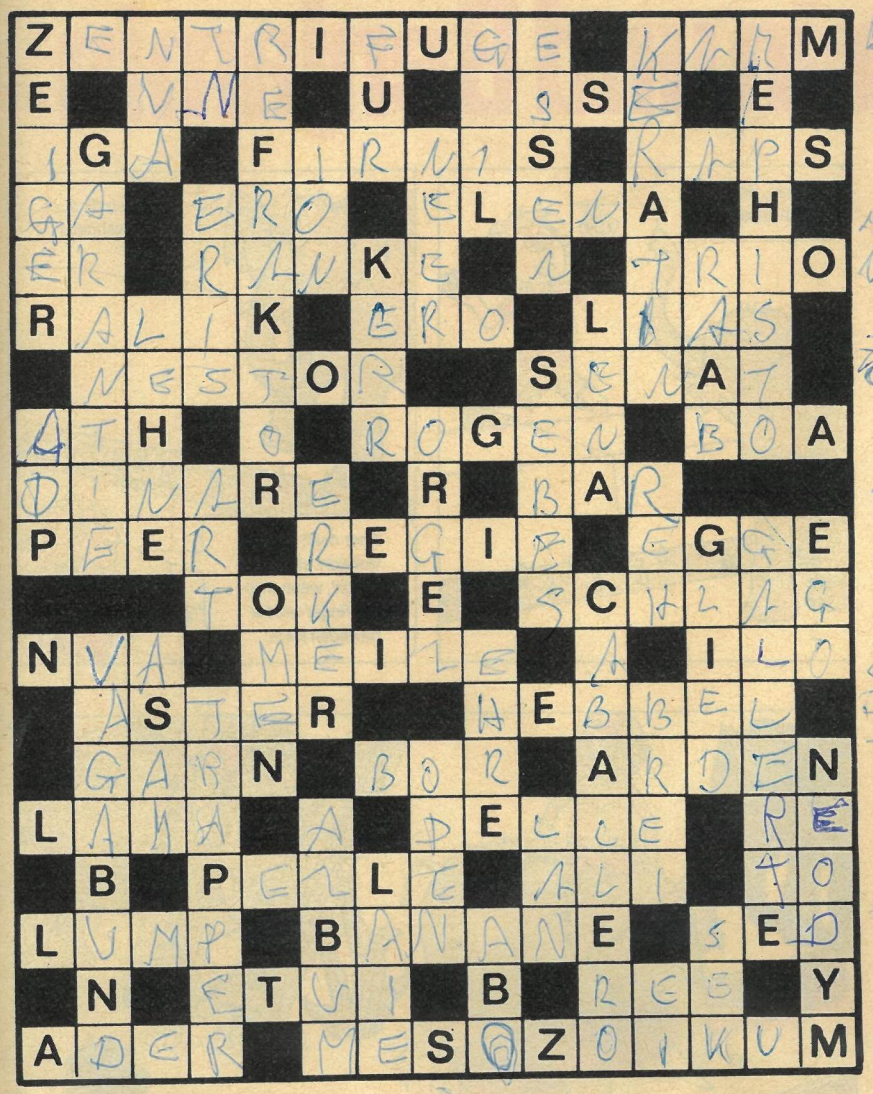
FREIE WELT

Redaktionskollegium:
Chefredakteur: Joachim Umann
Stellv. Chefredakteure: Günter Bonow, Marianne Wambutt, Dr. Paul Wurche; Inge Albrecht
Wissenschaft: Heinz Bartel

Chefreporter: Hans Frosch
Wirtschaft: Wolfgang Scheel
Politik: Günther Wolfram
*
Redaktionssekretär: Barbara Schablinski

Leserprobleme: Bernd Siegmund
Kultur: Helmut Zemke i. V.
Bild: Alfred Paszkowiak
Gestaltung: Horst Wustrau
Auslandsverbindungen: Hermann Hupperz

Korrespondenten in Moskau: Jürgen Geitner, Volkmar Billeb, Dr. Dietrich Pätzold
Herausgeber: Zentralvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft



Kreuzgitter

Wörter folgender Bedeutung – hier unabhängig von Richtung und Reihenfolge in der Figur aufgeführt – sind in die Felder einzutragen: 1. Herbstblume, 2. Sammelbuch, 3. hohe Spielkarten, 4. Abk. für den biochem. Wirkstoff Adenosindiphosphat, 5. Ort südl. von Alborg im N Dänemarks, 6. bayr. Künstlerfamilie des 17. und 18. Jh., 7. belgische Stadt südöstl. von Brüssel, 8. Einteilungsbegriff, 9. arab. Männername, 10. schwed. Name für die finnische Stadt Turku, 11. Blutgefäß, 12. Südfrucht, 13. Trinkstube, 14. Riesenschlange, 15. ein chem. Element, 16. Kinderspeise, 17. spanische Anrede, svw. Herr, Edelmann, 18. flache Beule, 19. jugoslaw. Währungseinheit (Mz.), 20. Behältnis, 21. griech. Göttin der Zwietracht, 22. Mädchenname, 23. Hausvorbau, 24. Fluß im südl. Peru, 25. ethischer Begriff, 26. Titelgestalt einer Gotovac-Oper, 27. Nahrungsaufnahme, 28. chem. Zeichen für Erbium, 29. Tierprodukt, 30. landwirtschaftl. Gerät, 31. lateinisch das Ich, 32. Nebenfluß des Arno, 33. ein Anstrichmittel, 34. englisch: Pelz, 35. Bürgschaft, 36. geleeartig erstarrte Lösung, 37. chem. Zeichen für Gallium, 38. Drau-Nebenfluß in Österreich, 39. Nähmaterial, 40. Kettenteil, 41. deutscher Dramatiker des 19. Jh., 41. Gartenbauausstellung in Erfurt (Kurzw.), 43. Elementarteilchen, 44. Küstenort im südl. Peru, 45. Haarpflegegerät, 46. ein Hornstoff, 47. engl. Physiker (gest. 1907), 48. Stuhlteil, 49. geolog. Abteilung der Jurazeit, 50. Nichtfachmann, 51. südamerikan. Kamelart, 52. Nebenfluß des Pripjat, 53. liederlicher Mensch; Rumtreiber, 54. ostsibirischer Strom, 55. Partei in der DDR (Abk.), 56. Abk. für Sekunde, 57. das Erdmittelalter (griech.-latein.), 58. Gestalt aus Goethes „Faust", 59. früheres Wegemaß, 60. ältester Gelehrter eines Faches, 61. Untiefe, 62. chem. Element (seltenes Erdmetall), 63. Nationale Volksarmee (Abk.), 64. norweg. Fluß bei Trondheim, 65. feierl. Gedicht (Mz.), 66. Vorzeichen, 67. größtes Tasteninstrument, 68. Mitglied des engl. Oberhauses (Bez.), 69. Titelgestalt bei Andersen-Nexö, 70. Fischeier, 71. eine Ölpflanze, 72. Wendekommando, 73. astronom. Instrument, 74. Organ der Kletterpflanzen, 75. Waldtier, 76. Spielführung, 77. Inselgruppe im Pazifik (Mikronesien), 78. Donaunebenfluß, 79. Skatausdruck, 80. Hieb, Stoß, 81. rumän. Stadt nordwestl. von Sibiu, 82. Verwaltungskörperschaft, 83. ein Samara-Zufluß, 84. nordamerikan. Pelzjäger und Fallensteller, 85. Musikstück für drei Instrumente, 86. Tagesnorm (Abk.), 87. Tagesordnung (Abk.), 88. svw. Landstreicher, Strolch, 89. Uhrteil, 90. Maschine zum Scheiden verschiedener Stoffe durch Fliehkraft.

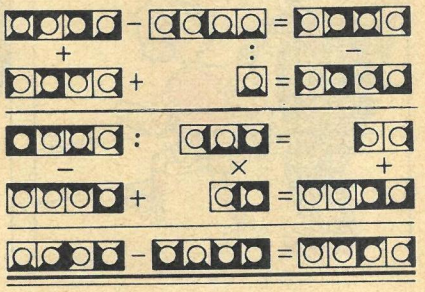
Silbenrätsel

Aus den Silben a – bel – bro – chaus – dee – dor – dos – e – ei – ern – ga – i – l – il – la – lee – mas – na – na – ne – ne – nie – pol – ra – re – ri – sas – se – se – se – se – se – see – sen – ser – son – sto – te – te – ter – tho – tis – to – to – ur – vet – wa – wan – was sind 22 Wörter zu bilden. Die ersten Buchstaben der Lösungswörter von oben nach unten, die dritten von unten nach oben gelesen ergeben einen Sinnspruch von Friedrich von Logau:

1. Sinnesorgan, 2. kleines Raubtier, 3. Landstraße, 4. altröm. Gewand, 5. Havelnebenfluß, 6. Oper von Rich. Strauss, 7. sowj. Hafenstadt im Süden der Krim, 8. männl. Verwandter, 9. Einfall, 10. Fruchteinbringung, 11. Vakuum, 12. Schwermetall, 13. Flüssigkeit, 14. russ. Mädchenname, 15. Gebirgssee in Armenien, 16. Fixstern, 17. Fluß in Spanien, 18. Fehllos, 19. bulgar. Männername, 20. Stimmzettelbehälter, 21. Männername, 22. Hasenlager.

Raten und Rechnen

Jedes Karo bedeutet eine Ziffer; gleiche Karos bedeuten also immer gleiche Ziffern. Diesen Angaben entsprechend sind die Ziffern zu finden, die – in die runden Mittelfelder der Figuren eingesetzt – die waagerechten und senkrechten Aufgaben richtig lösen.



Schach

Uhlmann-Glanzpartie

KÖNIGSINDISCH, Thomas Pähtz (Erfurt) – Wolfgang Uhlmann (Dresden), 31. DDR-Meisterschaft, Salzwedel 1982: **1. d4 Sf6 2. c4 g6 3. Sc3 Lg7 4. e4 d6 5. f3 0-0 6. Le3 e5 7. d5 c6 8. Ld3 cd 9. cd Sh5 10. Sge2 f5 11. ef gf 12. 0-0 Sd7 13. Dd2 Sc5! 14. Lc2 a5 15. f4 e4 16. Sa4** (durch diesen Tausch bringt Schwarz seine Figuren mit Tempogewinn ins Spiel) **16. ... S:a4 17. L:a4 Sf6 18. h3 Ld7 19. Lc2 a4! 20. b4 Lb5** (von Weiß unterschätzt) **21. Tfd1 Lc4 22. Sc3 b5 23. Kh1 Tc8! 24. Tg1?** (24. Tac1 kam in Betracht) **24. ... Sg4!!** (glänzend gespielt) **25. Tad1 L:c3! 26. D:c3 Ld3! 27. Lc5 Dh4!! Weiß gab auf.**

Buchstabentausch

Jedem der folgenden Wörter ist an gleicher Stelle ein Buchstabe auszutauschen, so daß sich andere Begriffe ergeben:

Fell – Arme – Nudel – Egon – Sahne – Erle – Blei

Die neu eingesetzten Buchstaben – nacheinander gelesen – ergeben die Bezeichnung für jemand, der eine bestimmte Tätigkeit nicht berufsmäßig betreibt.

Auflösungen aus Heft 26/1983

Kreuzgitter, Waagerecht: Spalt (59), Ost (45), Spa (62), Air (2), Euterpe (13), Knospe (33), Alois (5), Milan (36), Seen (64), Emu (15), Ei (19), Kralle (31), As (10), Isère (30), Akten (9), Ruderer (54), Gemini (24), Ar (7), Ontario (43), Strippe (66), Albinos (3), Falsett (21), Ta (68), Anämie (6), Imkerei (28), Neris (41), Stern (60), Ha (26), Arnhem (8), AE (1), Ort (44), Mode (38), Anmut (4), Tartu (67), Tracht (70), Traudel (72), Ear (17), Fee (23), Ree (57), Taste (75).

Senkrecht: Panamakanal (46), Last (34), Tip (69), Seiler (63), TU (76), Hel (27), Spieler (65), Pesel (49), Remis (53), Tank (74), Rosa (58), Neer (42), Ust (78), Einer (11), Radar (56), Ezio (14), Eris (16), Egalité (18), Eriesee (12), Milo (37), Tram (77), Patriarchat (47), Narde (40), Sais (61), Fähe (22), Linné (35), Imam (29), Kandare (32), Rho (52), Tamile (73), Ratte (51), Rotte (55), Hera (25), Maud (39), Para (48), Tur (71), Rat (50), Er (20).

Vom Kern zum Wort: 1. Brasilia, 2. Oistrach, 3.Rabelais, 4. Oktaeder, 5. Dezernat, 6. Ibarruri, 7. Nessebar, 8. Orenburg. – Borodino.

Silbenkreuzworträtsel. Waagerecht: 2. Barbar, 4. Melone, 6. Mazurka, 7. Otto, 9. Dengel, 11. Selen, 13. Serie, 15. Nebel, 18. Lava, 19. Seladon, 21. Najade, 23. Leber.

Senkrecht: 1. Polo, 3. Barrikaden, 4. Meter, 5. Nematoden, 8. These, 10. Gelse, 12. Lenné, 14. Riese, 16. Belladonna, 17. Messehalle, 20. Made, 22. Jagen.

Wabenleiste: 1. Baffin, 2. Marabu, 3. Mauren, 4. Reisen, 5. Sessel, 6. Reseda. – Frunse.

Buchstabentausch: Durst, Aloe, Mast, Krim, Wand, Klappe, Kinn, Satte, Sieben. – Rosinante.

Raten und Rechnen: 2001 : 23 = 87; 417 + 45 = 462; 1584 – 1035 = 549

Auflösung des Kreuzworträtsels (Quiz 12) aus Heft 24/1983

Waagerecht: 1. Gauss, 5. Lenin, 9. MAZ, 11. Opa, 13. Heu, 14. Peter, 15. Soho, 16. AE, 18. Regal, 20. Nonnen, 22. Sorgen, 25. Era, 26. Elena, 28. IOK, 29. Elis, 31. Poet, 33. Rosi, 34. Uhu, 35. Wolle, 38. Inland, 40. Ural, 42. Skare, 44. KSE, 46. Ger, 49. Dattel, 51. Anker, 53. Osero, 55. Eklipse, 58. Uri, 59. Tat, 60. Oase, 62. Angara, 64. Sund, 66. Ode, 68. Ire, 70. Gelände, 71. Imker, 73. Ussel, 74.Skoten, 76. Ole, 77. Kos, 78. Rasin, 81. Grat, 82. Italia, 85. Tinte, 87. iga, 88. Sohn, 90. Rast, 91. Tran, 93. Vie, 94. Anton, 96. Dur, 97. Ulster, 99. Rater, 102. Amati, 104. Eire, 107. Ai, 108. Eger, 109. Tango, 110. Reissen, 111. UNO, 112. Pas, 113. Nadel, 114. Elain, 115. TASS.

Senkrecht: 1. Gerard, 2. Aue, 3. Spaliere, 4. Sele, 5. Lena, 6. Ero, 7. Ise, 8. Nonius, 9. Moskwa, 10. Zar, 12. Pani, 17. Egel, 19. Ges, 21. Maul, 23. Elektrosila, 24. Ton, 25. Eta, 27. Neumond, 30. Siel, 31. Pirat, 32. Elektrostal, 36. Orden, 37. Lea, 39. Nero, 41. Alea, 43. Kapsel, 45. Seide, 46. Gose, 47. Eselei, 48. Elam, 50. TU, 52. Naiko, 54. Rang, 56. Kristin, 57. Sure, 61. Agnat, 63. Geer, 65. Dutt, 67. Eleat, 69. et, 72. Komsomol, 74. Skat, 75. Ern, 79. Sèvres, 80. Nieren, 81. Gast, 82. Indien, 83. Arrest, 84. Istres, 86. Insa, 89. Ona, 92. Ruin, 94. Aral, 95. Tage, 98. Tip, 100. Ara, 101. Été, 103. Tri, 105. Isa, 106. Ens. –

Lösungswort: Leonhard Euler.

Es gewannen:

1. Preis:	100,– M	Hedwig Jahn 3270 Burg
2. Preis:	75,– M	Kurt Langlotz 6221 Räsa
3. Preis	50,– M	Edith Hof 7700 Hoyerswerda
4. Preis	25,– M	Marlies von Knoblauch 2120 Ueckermünde

Verlag: Berliner Verlag
Verlagsdirektor: Erich Reimann
*
Lizenz-Nr. 231 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR

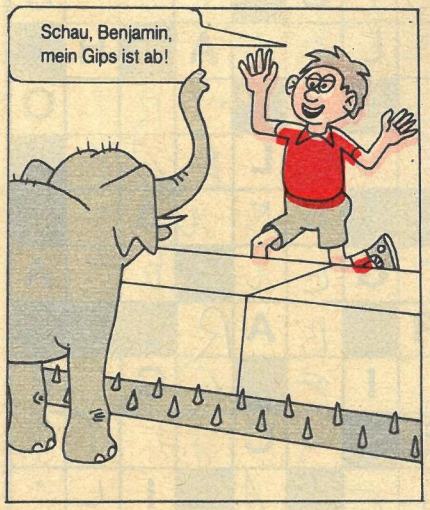
Druck: Berliner Druckerei, Artikel-Nr. (EDV): 500 405
Anzeigenverwaltung: Berliner Verlag, 1026 Berlin, Karl-Liebknecht-Straße 29
Anzeigenannahme: Berliner Verlag

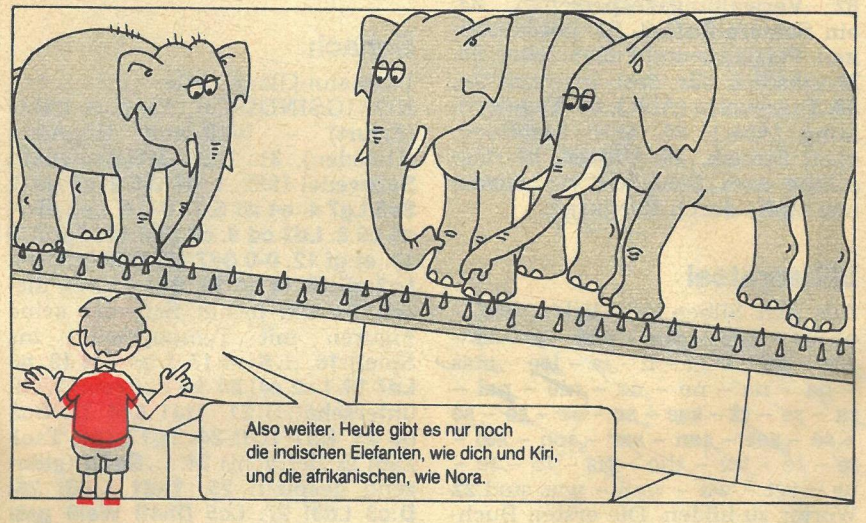
Abt. Anzeigen, Tel. 2703277 und sämtliche Anzeigenannahmestellen Berlins und aller Bezirke der DDR. (Anzeigenpreisliste Nr. 10 vom 21. 4. 1983)
Auslandsanzeigen: INTERWERBUNG

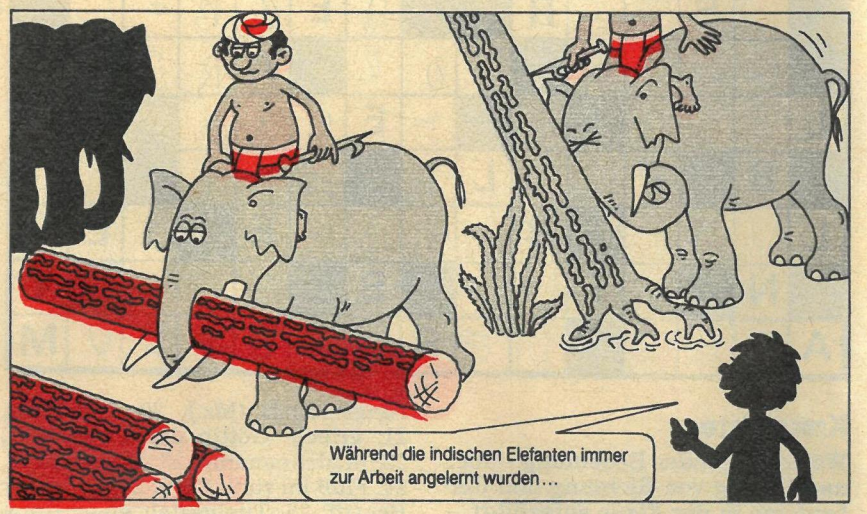
Abonnementspreis: 1,75 M monatlich (26 Hefte im Jahr),
Die Redaktion wurde 1973 mit dem Orden Banner der Arbeit, 1974 mit der Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold, 1979 mit der Ehrennadel des Verbandes der sowjetischen Freundschaftsgesellschaften „Für Verdienste um die Freundschaft" und 1980 mit der Johann-Gottfried-Herder-Medaille in Gold ausgezeichnet

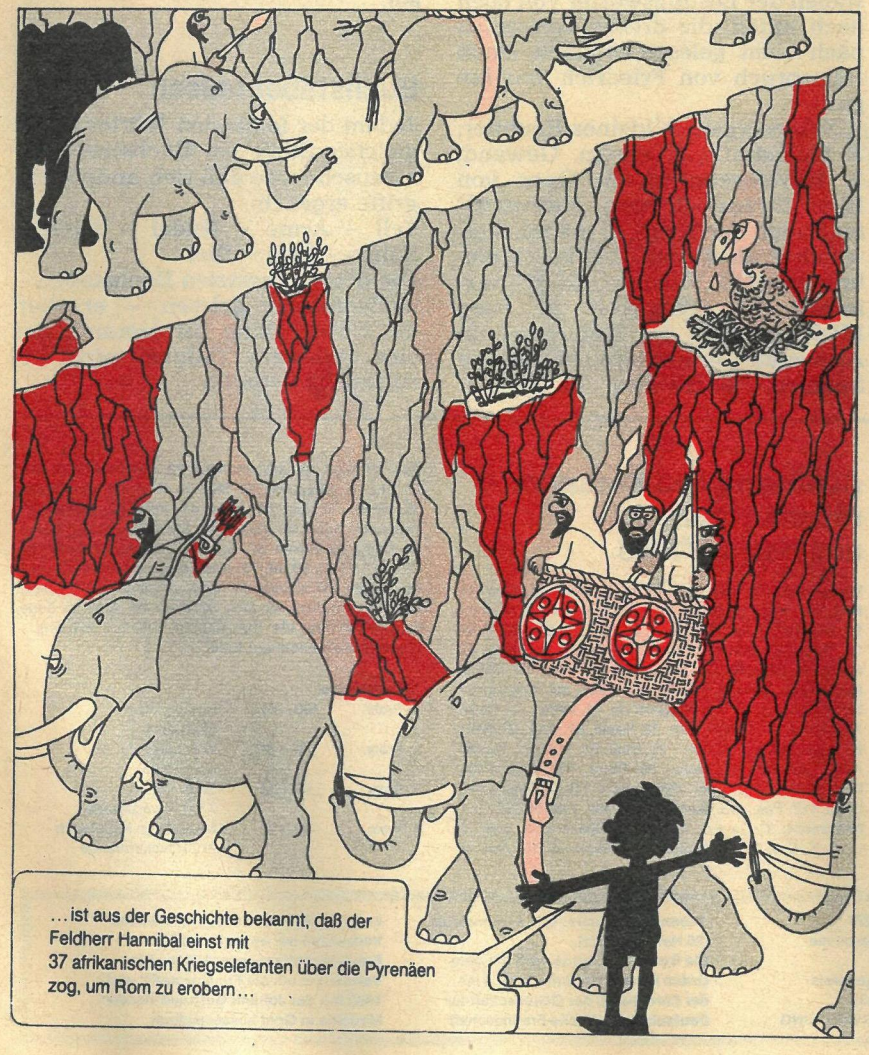
Erich Schmitt:

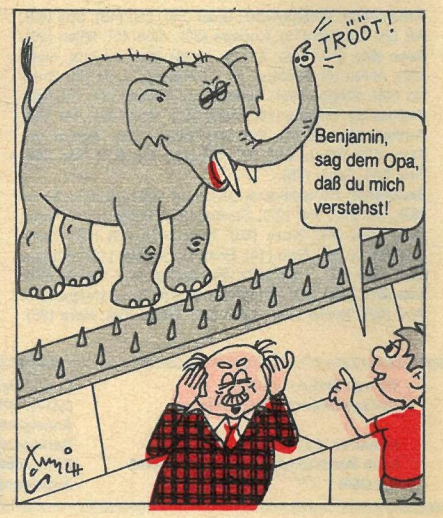
Benjamin und Benjamin (6)











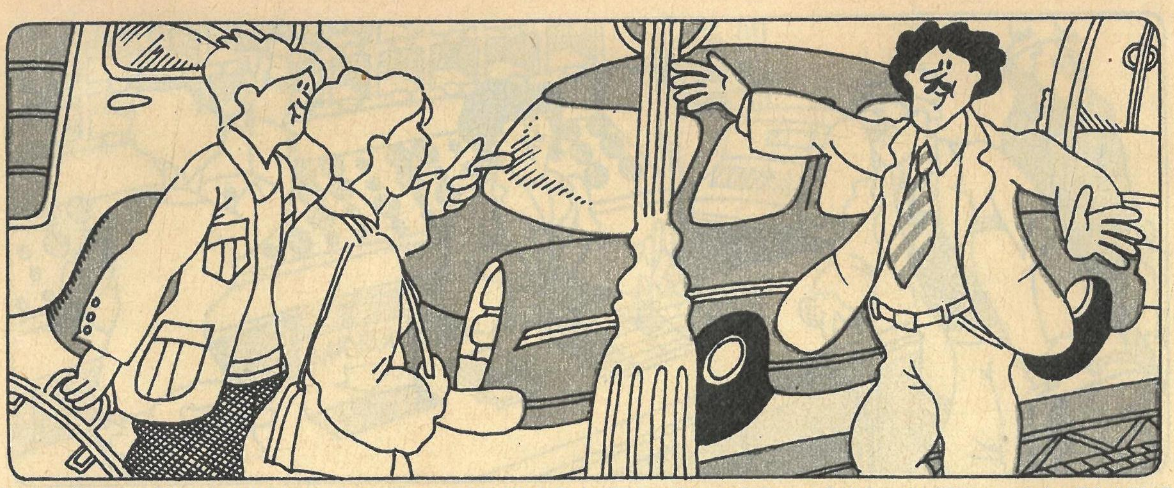


Bild 2: Welche Situation ist gemeint? (Den passenden Satz finden Sie auf dieser Seite – Auflösung siehe Rücktitel)

Очень рад вас видеть.	*Ótschin rat was widjitj.*	Ich freue mich sehr,[1] Sie zu sehen.
Как я рада тебя видеть.	*Kak ja ráda tjibjá widjitj.*	Was bin ich froh[2], dich zu sehen.
Давно мы с вами не виделись.	*Dawnó my ßwámi niwídjilis.*	Wir haben uns lange nicht gesehen.
Кого я вижу!	*Kawó ja wíshu!*	Wen sehe ich da?
Сколько лет, сколько зим!	*ßkólk(o) ljät, ßkólk(o) sim!*	Daß man sich wieder einmal sieht!
Вы меня не узнаёте?	*Wy minjá ni usnajótje?*	Erkennen Sie mich nicht?
Ты меня не узнаёшь?	*Ty minjá ni usnajósch?*	Erkennst du mich nicht wieder?
Я вас где-то встречал/а[1]/.	*Ja was gdjä-ta ßtritschál/a/.*	Ich habe Sie schon irgendwo einmal gesehen.
Как к вам обращаться?	*Kak kwam abrastschátßa?*	Wie darf ich Sie anreden?
Пожалуйста, по имени.	*Pashálytßta, pa ímini.*	Bitteschön, mit dem Vornamen.
Как хотите.	*Kak chatjítje.*	Wie Sie mögen.
У нас отчества нет.	*U nas ótschißtwa njät.*	Wir haben keinen Vatersnamen.
Мы обращаемся друг к другу по фамилии, а среди друзей, конечно, по имени.	*My abrastscháјimßa drug gdrúgu pa famílii, a ßridjí drusjéj, kanjäschn(o), pa ímini.*	Wir sprechen uns mit Nachnamen an, unter Freunden natürlich mit Vornamen.
Откуда вы родом?	*Atkúda wy ród(o)m?*	Wo stammen Sie her?
Кто ваш муж /ваша жена/?	*Któ wasch musch /wáscha shyná/?*	Was ist Ihr Mann /Ihre Frau/ (von Beruf)?
Можно к вам?	*Móshn(o) kwam?*	Kann ich Sie (einmal) sprechen? /Darf ich eintreten?/
Простите за беспокойство.	*Praßtjítje sa bißpakójßtw(o).*	Entschuldigen Sie die Störung.
Я тебе /вам/ не мешаю?	*Ja tjibjä /wam/ nimischáju?*	Störe ich dich /Sie/ nicht?
Войдите /Входите/!	*Wajdjítje /Fchadjítje/!*	Herein /Treten Sie ein; Kommen Sie herein/!
Прошу вас.	*Praschú was.*	Bittesehr.
Проходите!	*Prachadjítje!*	Kommen Sie weiter /Treten Sie durch/!
Слушаю.	*ßlúschaju.*	Ich höre (zu).
Я вас слушаю /Слушаю вас/.	*Ja was ßlúschaju/ßlúschaju was/.*	Ich höre Ihnen zu.
Я вас не слышу.	*Ja was nißlýschu.*	Ich kann Sie nicht hören.
Вы меня слышите?	*Wy minjá ßlýschytje?*	Hören Sie mich?
Вы ошиблись!	*Wy aschýblis!*	Sie sind im Irrtum! (auch: falsch
Вы не туда попали!	*Wy ni tudá papáli!*	Sie sind hier falsch. verbunden)
Сашу можно?	*ßáschu móshn(o)?*	Ist Sascha zu sprechen?
Позовите, пожалуйста, Сергея Сергеевича /Ирину Петровну/.	*Pasawítje, pashálytßta, ßirgjéja ßirgjéjiwitscha /Irínu Pitrównu/.*	Holen Sie doch bitte einmal Sergej Sergejewitsch /Irina Petrowna/ an den Apparat.
Вас просят к телефону.	*Was próßjat ktjilifónu.*	Sie werden am Telefon verlangt.

1) Zweite Form: Weiblicher Sprecher

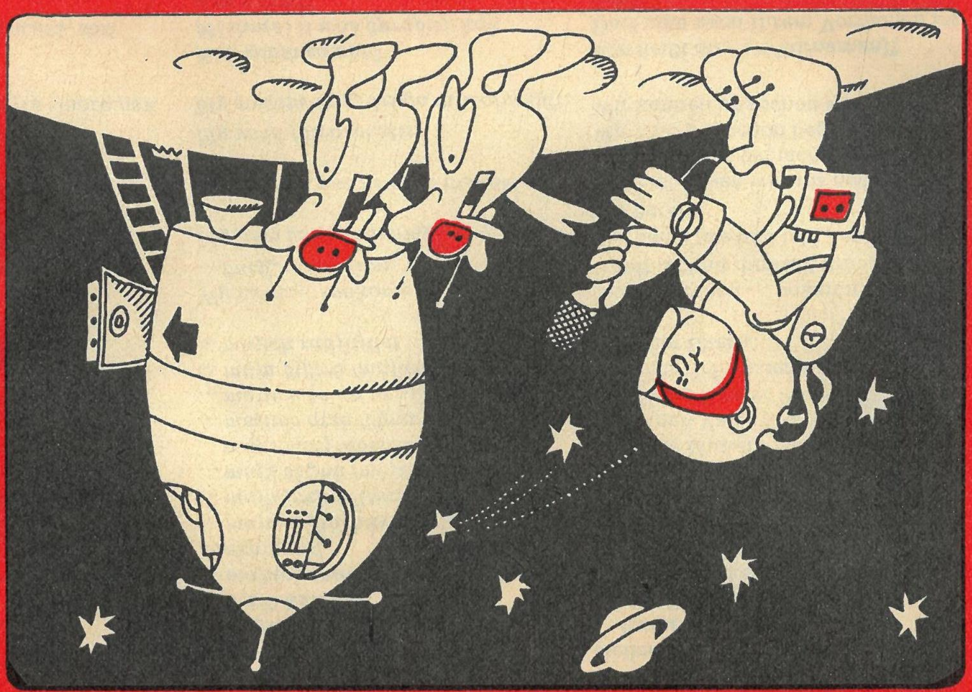
1) männlicher Sprecher
2) weiblicher Sprecher

Russisch für jedermann

Alltagswendungen

FREIE WELT LEHRGANG

Wollen Sie sich im Freundesland zurechtfinden, so brauchen Sie einige Redewendungen unbedingt. Wir haben die wichtigsten davon für Sie zusammengestellt. Mit diesen Satzmodellen können Sie sich nach Metro und Weg erkundigen, alle grüßen und begrüßen, sich mit Bekannten verabreden, sich für eine Verspätung entschuldigen, Komplimente machen …



1. Bekanntschaft, Begrüßung, Fragen nach dem Ergehen

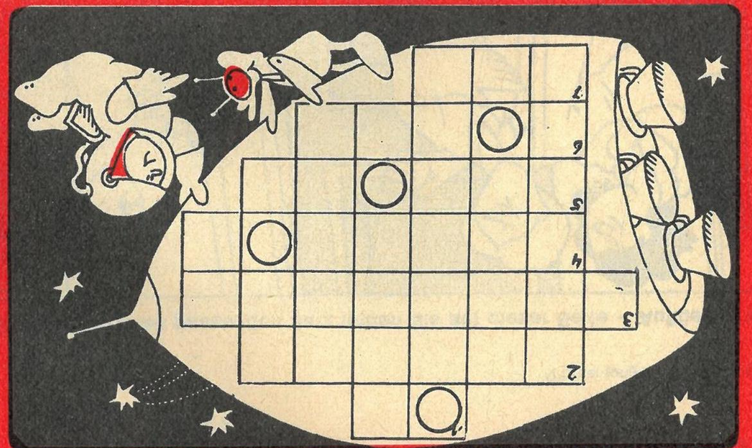
PREIS-FRAGE

Setzen Sie die fehlenden Wörter ein:
Разрешите вам (vorstellen) моего знакомого.
Всё (beim alten).
Очень (angenehm) с вами познакомиться.

Drei Gewinner werden ausgelost!

1. Preis: ein Service mit Lackmalerei aus Chochloma
2. Preis: drei große Wörterbücher: deutsch-russisch/russisch-deutsch
3. Preis: eine Holzschatulle

Wer Lust hat, löst außerdem unser Füllrätsel mit Vokabeln dieser Lektion:
1. Sie (Anrede), 2. (ich) höre (zu), 3. fragen, 4. angenehm, 5. sehen, 6. lange (zeitlich), 7. (Ehe) Mann.
Die russischen Wörter sind waagerecht einzusetzen. Die Buchstaben in den Kreisfeldern ergeben in geordneter Reihenfolge den Namen des Flusses, an dem die Stadt Leningrad liegt.



Das Los entscheidet unter Ausschluß des Rechtsweges. Ihre Postkarte (Briefe werden nicht gewertet) senden Sie an: Redaktion FREIE WELT, 1056 Berlin, PSF 10.

Einsendeschluß: 25. 1. 1984. Auflösung in Heft 5/84

Auflösungen der gesuchten Bildzeilen:
Bild 1: Как ваша фамилия?
Bild 2: Сколько лет, сколько зим!
Bild 3: Добро пожаловать в наш дом!

Zusammenstellung der Satzmodelle: Hella Borchert-Rymarowicz; Illustration: Detlev Schüler; Füllrätsel: Regine Riemann; fachliche Beratung: Valeri Makarenko; Redaktion: Elke Grahl.

Здравствуй[1]!	*Sdráßtwyj!*	Guten Tag!
Здравствуйте[2]!	*Sdráßtwytje!*	
Доброе утро!	*Dóbraje útr(o)!*	Guten Morgen!
Добрый день!	*Dóbry djen!*	Guten Tag!
Добрый вечер!	*Dóbry wétscher!*	Guten Abend!
Привет!	*Priwjät!*	Grüß dich[1]!
Приветствую вас.	*Priwjätßtwuju was.*	Ich begrüße Sie /euch/.
Добро пожаловать в наш дом!	*Dabró pashál(o)watj wnashdóm!*	Herzlich willkommen bei uns zu Hause!
С приездом вас!	*ßprijäsd(o)m was!*	Herzlich willkommen! (Der Gast ist angereist)
Что нового?	*Schto nów(o)w(o)?*	Was gibt es Neues?
Что слышно?	*Schto ßlýschn(o)?*	Was hört man so?
Как дела?	*Kag djilá?*	Wie geht's /Was macht die Kunst/?
Как жизнь?	*Kag shýsn?*	Wie geht's? (Wie ist das Leben?)
Как живёшь?	*Kag shywjósch?*	Wie geht es dir?
Как вы поживаете?	*Kak wy pashywájitje?*	Wie geht es Ihnen /euch/?
Как семья?	*Kak ßimjá?*	Was macht die Familie?
Как дети?	*Kag djétji?*	Wie geht's den Kindern?
Как на работе?	*Kak na rabótje?*	Wie sieht's auf Arbeit aus?
Как в университете?	*Kak wuniwirßitjétje?*	Was macht die Uni?
А как вы поживаете?	*A kak wy pashywájitje?*	Und wie geht es Ihnen so?
Как ты себя чувствуешь?	*Kak ty ßibjá tschúßtwujisch?*	Wie fühlst du dich?
Как вы себя чувствуете?	*Kak wy ßibjá tschúßtwujitje?*	Wie fühlen Sie sich?
Как самочувствие?	*Kak ßam(o)tschúßtwije?*	Wie ist das Befinden?
Как настроение?	*Kak naßtrajénije?*	Wie ist die Stimmung?
Как /ваше, твоё/ здоровье?	*Kak /wásche, twajó/ sdarówje?*	Wie geht es /Ihnen, dir/ gesundheitlich?
Спасибо, хорошо.	*ßpaßíb(o), charaschó.*	Danke, gut.
В общем-то хорошо.	*Wóbschim-ta charaschó.*	Im allgemeinen gut.
Отлично.	*Atlítschn(o).*	Ausgezeichnet.
Великолепно.	*Wilikalépn(o).*	Prächtig.
Неплохо.	*Nipłóch(o).*	Nicht schlecht.

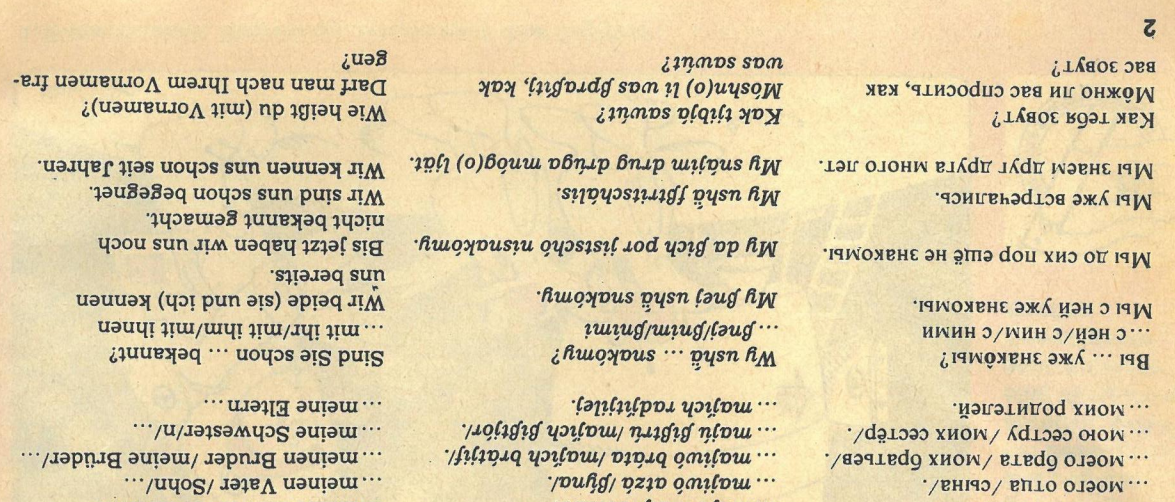


Bild 1: Wonach fragt die Hotelangestellte? (Den passenden Satz finden Sie auf dieser Seite – Auflösung Rücktitel)

Как ваше имя и отчество?	*Kak wásche ímja i ótschißtw(o)?*	Wie heißen Sie mit Vor- und Vatersnamen?
Как ваша фамилия?	*Kak wáscha famílija?*	Wie heißen Sie mit Nachnamen?
Меня зовут...	*Minjá sawút...*	Ich heiße[1]...
Моя фамилия...	*Majá famílija...*	Mit Zunamen heiße ich...
Очень приятно!	*Ótschin prijátn(o)!*	Sehr angenehm!
Очень приятно с вами познакомиться.	*Ótschin prijátn(o) ßwámi pasnakómitßa.*	Sehr angenehm, Sie kennenzulernen (kennengelernt zu haben).

Beachte: Die fettgedruckten Vokalbuchstaben in den Fragen markieren die Stimmführung (Intonation); ohne Dach: Stimmsenkung, mit Dach: Hebung und sofortiges Absinken. Am Ende eines Fragesatzes bleibt die Stimme unten.

Beachte:
- Wörter, die unbedingt zusammen gesprochen werden müssen, werden auch zusammen geschrieben
- t = hartes (kehlig gesprochenes) l

Merke: Als Übersetzung für вы, вас usw. (vgl. Deklination der persönlichen Fürwörter) kommt außer Sie (Nom. und Akk.) auch ihr, euch in Frage

[1] Es folgt der Vorname (beim Russen evtl. vom Vatersnamen ergänzt)

Ничего, всё нормально.	*Nitschitschó, ßßio narmáln(o).*	Danke der Nachfrage, alles normal.
Всё по-старому.	*ßßio po-stáro(o)mu.*	Alles beim alten.
Всё как всегда.	*ßßio kak ßsigdá.*	Alles wie immer.
Всё в порядке.	*ßßio ßparjádkje.*	Alles in Ordnung.
Не могу пожаловаться.	*Nimagú pashál(o)watßa.*	Ich kann mich nicht beklagen.
Ни хорошо, ни плохо.	*Ni charascho, ni płóch(o).*	Weder gut noch schlecht /Durchwachsen/.
Так себе.	*Tak sibjá.*	Es geht so an.
Неважно.	*Niwáschn(o).*	Nicht besonders gut.
Плохо.	*Płóch(o).*	Schlecht.

[1]) Du-Form; [2]) Sie-Form

[1]) Unter jungen Leuten und guten Bekannten üblich.

Bild 3: Was sagt der Gastgeber? (Den passenden Satz finden Sie auf dieser Seite – Auflösung siehe Rücktitel)

Разрешите представиться.	*Rasr(e)schítje wam ßtibíd' pritßtáwitßa.*	Darf ich mich vorstellen?
Познакомьтесь, пожалуйста!	*Pasnakómtjis, pasháljßta.*	Machen Sie sich (bitte) bekannt.
Давайте познакомимся.	*Dawájte pasnakómimßa.*	Ich möchte Sie gern kennenlernen.
У очень хочу с вами познакомиться.	*Ja ótschin chatschú ßwámi pasnakómitßa.*	
Разрешите вам /тебе/ представиться...	*Rasr(e)schítje wam /tibíd' pritßtáwitßa...*	Darf ich Ihnen /dir/ ... vorstellen?
Позвольте представить...	*... majú kallégu.*	... meinen Kollegen ...
Познакомьтесь, пожалуйста.	*... majú kallégu.*	... eine Kollegin von mir ...
Давайте познакомимся.	*... majú snakómaw(o) /majích snakómych/.*	... meinen Bekannten /meine Bekannten .../...
Позвольте представить...	*... majú ßtáraw(o) drúga.*	... meinen alten Freund ...
Познакомьтесь, пожалуйста.	*... majú prijátjitiza /pádrúgu/.*	... meine Freundin ...
Давайте познакомимся.	*... majú sýnu /majú múschu/.*	... meine Frau /meinen Mann/...
Позвольте представить...	*... majú máti /dotsch/.*	... meine Mutter /Tochter/...
Познакомьтесь, пожалуйста.	*... majú otzá /ßynu/.*	... meinen Vater /Sohn/...
Давайте познакомимся.	*... majú ßrátu /majích bratjíj/.*	... meinen Bruder /meine Brüder/...
Позвольте представить...	*... majú ßjßtru /majích ßjßtjór/.*	... meine Schwester/n/...
Познакомьтесь, пожалуйста.	*... majích radítjitjej.*	... meine Eltern ...
Вы ... уже знакомы?	*Wy ušá ... snakómy?*	Sind Sie schon ... bekannt?
... с ней/с ним/с ними	*... ßnej/ßnim/ßnimi*	... mit ihr/mit ihm/mit ihnen
Мы с ней уже знакомы.	*My ßnéj ušá snakómy.*	Wir beide (sie und ich) kennen uns bereits.
Мы до сих пор ещё не знакомы.	*My da ßich por jíschtschó nisnakómy.*	Bis jetzt haben wir uns noch nicht bekannt gemacht.
Мы уже встречались.	*My ušá ßtretschális.*	Wir sind uns schon begegnet.
Мы знаем друг друга много лет.	*My snáim drug drúga mnóg(o) ljét.*	Wir kennen uns schon seit Jahren.
Как тебя зовут?	*Kak tibjá sawút?*	Wie heißt du (mit Vornamen)?
Можно ли вас спросить, как вас зовут?	*Mózhn(o) li was ßprasßítj, kak was sawút?*	Darf man nach Ihrem Vornamen fragen?

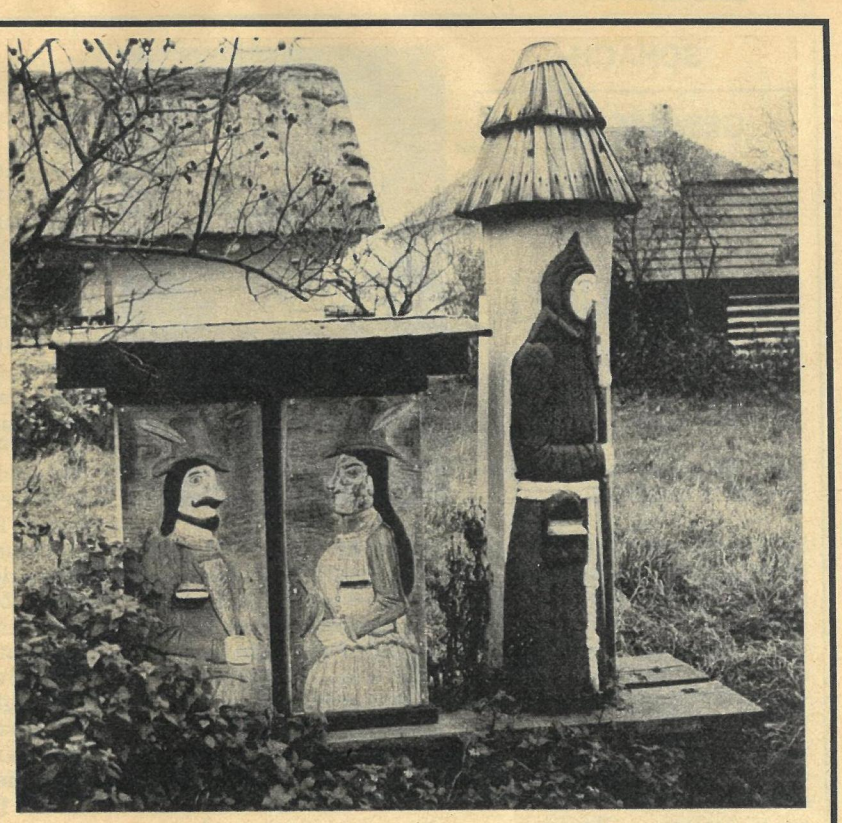
Die Schöpfung Aspers

Fortsetzung von Seite 35

andere Provinz, die nicht neidlosen Blicke der ihr bekannten Damen im Rücken.
Über eine vergebliche Fahndung erregt man sich mehr als über das Verbrechen. Mehrere Male hatte die Polizei einen Hinterhalt in Gebirgspässen, an Flußufern, in Furten, Höhlen gelegt und überall, wo man nur geheime Schlupflöcher Aspers vermuten konnte. Aber die sagenhafte Unaufgreifbarkeit des Banditen, die der Polizei sogar den kläglichen Trost eines Scharmützels oder einer Verfolgungsjagd nahm, dämpfte den Eifer der Administration; lahm, ohne Schwung, wie ein chronisch Kranker, der die Hoffnung auf Genesung verloren hat, beschränkte sie sich auf Kanzleimaßnahmen – auf Berichte und Schriftwechsel. Da schickte ich, in Sorge um Asper, eine Denunziation mit Angabe seines ständigen Aufenthaltsortes, nachdem ich vorher im tiefen Wald ein kleines Haus errichtet hatte. Auf diese Spur begaben sich die Reiterei und die Infanterie.
Am frühen Morgen, als die Verfolger sich Aspers Hütte näherten, fielen im grünen Dickicht Schüsse. Die Räuber feuerten aus den Büschen! Es waren Patronen ohne Kugeln, die ich an verschiedenen Stellen des Waldes befestigt und mit geschickt verborgenen elektrischen Drähten versehen hatte; die berittenen Polizisten, die auf dem einzigen Pfad dieser Gegend anrückten, ahnten nicht, daß die Hufe ihrer Pferde auf ein vergrabenes Brett traten, das seinerseits einen Knopf drückte. Das alles hatte mir viel Mühe gemacht. Die Polizisten stürzten in die Richtung, aus der die Schüsse kamen, konnten aber niemanden finden; die Räuber waren verschwunden. Im Herd der Hütte glimmten noch Kohlen; die Speisereste auf den Zinntellern, die Messer und Gabeln, die gefüllten Weinkrüge – alles sprach von einer eiligen Flucht. In Kisten unter dem Bett, an den Wänden und in einem kleinen Versteck wurden mehrere Perücken, falsche Bärte, Pistolen und Munition gefunden; auf dem Fußboden lagen ein Fächer aus Schildpatt, ein Gürtel und ein seidenes Damenhalstüchlein; man glaubte, es gehöre der Geliebten des Räubers.
Das Spiel währte sechs Jahre. In der Umgebung singt man viele Lieder, die junge Leute zu Ehren Aspers gedichtet haben. Aber ich bin zu der Überzeugung gelangt, daß Asper gefaßt werden muß. In letzter Zeit ist die Gegend von Polizei so überschwemmt, daß die Raubüberfälle gänzlich aufgehört haben. Schon ein Jahr lang ist über Asper nichts mehr zu hören, und seine Existenz wird von vielen bestritten. Ich muß ihn retten, das heißt töten. Morgen werde ich es tun."
Hucker knöpfte den Ärmel seines Hemdes auf und zeigte mir eine Tätowierung. Die Zeichnung stellte den Buchstaben „A", einen Schädel und eine Fledermaus dar.
„Ich habe sie vom Arm des wirklichen Asper kopiert", sagte Hucker „die Polizei wird die Zeichnung zur Kenntnis nehmen."
„Ich versteh, Sie wollen sterben?"
„Ja."
„Aber das Leben ist doch mehr wert als Asper; überlegen Sie es sich, mein Freund."
„Ich habe eine besondere Einstellung zum Leben; ich sehe es als Kunst an: Die Kunst verlangt Opfer; zudem hat ein solcher Tod etwas Anziehendes für mich. Im Sterben werde ich eins mit Asper und weiß, anders als die übrigen, von der Bedeutung ihrer Werke nicht überzeugten Autoren, daß Asper lange leben und anderen Schöpfern von Legenden über großmütige Räuber als Material dienen wird. Jetzt leben Sie wohl. Und beten Sie für mich zu dem, der vergibt."
Er stand auf, wir drückten einander die Hand. Ich wußte, daß ich in dieser Nacht nicht schlafen würde, und ging langsam hinaus. Asper lebte für mich als Räuber weiter, ungeachtet Huckers Erzählung. Ich blickte in Richtung der Berge und fühlte deutlich, daß der Bandit dort war; versteckt lauerte er am großen Weg, spannte den Hahn, und meine unerschütterliche Gewißheit war stärker als die Vernunft.

„Gegen elf Uhr abends wurde am Felsen Wula, nahe der Schlucht, der legendäre Asper getötet. Der Räuber war, nachdem er eine Postkutsche angehalten hatte, beim Spannen seines Stutzens ausgeglitten und hingefallen; dies machte sich der Postillon zunutze und schoß ihn in den Kopf. Der verwundete Asper floh in die Büsche, zur Schlucht, konnte sich jedoch nicht halten und stürzte hinunter, auf die spitzen Steine, von denen der Boden des vierhundert Fuß tiefen Abgrunds übersät ist. Die völlig verunstaltete Leiche wurde anhand der Tätowierung am linken Arm und des Stiletts identifiziert, auf dessen Klinge der Name des Räubers stand. Einzelheiten in einer Sonderausgabe."
So las ich es in der Abendzeitung, die packenweise von heiseren Zeitungsverkäufern ausgetragen wurde. „Asper ist tot!" schrien sie. Ich legte diese Zeitung in eine besondere Kiste mit Raritäten und traurigen Erinnerungen. Jeder, der will, kann sie sich ansehen.
1917

(Übersetzung aus dem Russischen von Brigitta Schröder)



Luxusbauten für ein Insekt

Seit 15 Millionen Jahren existiert die Honigbiene in ihrer heutigen Gestalt. Als der Mensch in Europa ihre süßen Vorräte zu nutzen begann, schuf er künstliche Bruthöhlen in Weichholzbäumen („Zeidelwirtschaft"), später sägte man das ausgehöhlte Stammstück mitsamt dem Bienenvolk ab und gewann so die bewegliche Klotzbeute. Der aus Stroh geflochtene, meist mit Lehm umman-

telte Korb entwickelte sich erst danach. Röhren aus Nilschlamm benutzten die Ägypter.
Prachtstücke böhmischer Bienenbehausungen präsentiert das Museum für Landwirtschaft in Kačina bei Kutná Hora – von dem aus einem Baumstumpf gehauenen, mit Sackleinen umhüllten und farbigem Lehm bemalten Stock des 17. Jahrhunderts bis zu den „architektonisch" ausgeführten Palästen, Türmen und Burgen der Jahrhundertwende. – Bild oben: Mit Halbreliefs verzierte Bienenstöcke (19. Jahrhundert, bäuerlichen Originalen nachgestaltet). Mitte: Die älteste auf dem Territorium der ČSSR erhaltene Bienenbehausung, eine Gemeinschaftsunterkunft für zehn Völker vom Jahre 1673. Unten: Geschnitzter Bienenstock mit Darstellungen der Weihnachtsgeschichte (Einzelmotiv, 18. Jahrhundert).

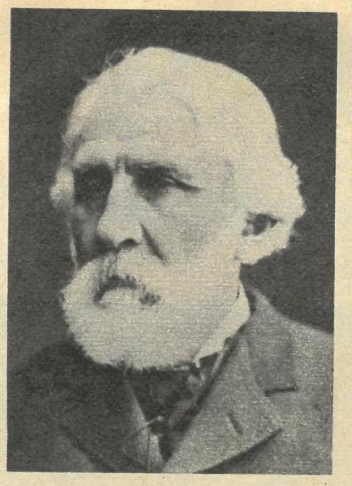
Fotos: ADN/ČTK-Vlaček

SCHACH-

GESCHICHTEN

Es begann im Café Petschkin

Iwan Sergejewitsch Turgenjew (1818 bis 1883)

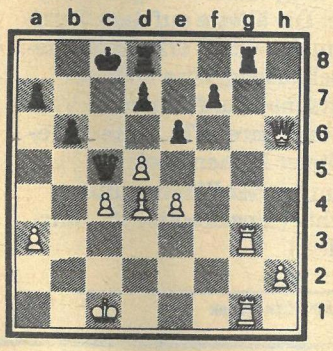


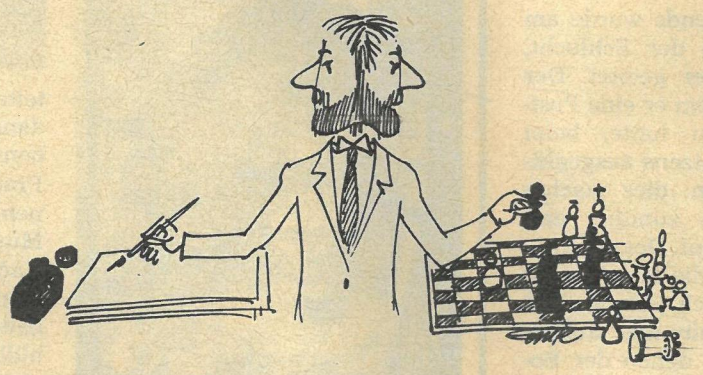
Schachklubs schmücken ihre Wappen mit den Namen berühmter Meister. Der städtische Schachklub in Orjol gab sich den Namen eines großen russischen Schriftstellers, der im Gebiet Orjol geboren wurde: Turgenjew. Das ist ungewöhnlich; unlogisch ist es nicht. Denn der Verfasser vielgelesener Romane und wunderbarer Erzählungen spielte gern, oft und gut Schach. Nach einer gelungenen Partie pflegte er zu sagen: „Nein wirklich, meine Berufung ist nicht, Schriftsteller zu sein, sondern Feldherr!" Als Student in Moskau forderte Iwan Sergejewitsch einmal im Café einen ihm unbekannten jungen Mann zum Spiel auf, wurde „zerschmettert" und erhielt von seinem Bezwinger den Rat, Eröffnungstheorie zu studieren. Dies berichtet er selbst in der Erzählung „Die Unglückliche". Das Café wird in der Erzählung nicht genannt; es besteht jedoch kein Zweifel, daß es sich um das Café Petschkin handelte, einen Treffpunkt Moskauer Schauspieler, Schriftsteller, Gelehrter und Studenten. Einer der Stammgäste, der Schriftsteller Pisemski, nannte es „das wohl klügste und scharfsinnigste Plätzchen in ganz Moskau". Turgenjew beherzigte den Rat. In seiner Bibliothek tauchten Schachbücher auf. Er abonnierte den „Chess Players Chronicle", die „Schachzeitung" und das „Schachmatny Listok". Zahlreiche Randnotizen auf den Buch- und Zeitschriftenseiten bezeugen, daß er intensiv mit der Schachliteratur gearbeitet hat. Iwan Turgenjew war ein arbeitsamer Schriftsteller. Aber auch bei ihm gab es Stunden und Tage, da der Fluß der Feder stockte. Dann legte er eine schöpferische Pause ein, in der er beim Schachspiel Erholung, Inspiration und neue Kräfte fand. An Partnern mangelte es nie. Als Turgenjew für zwei Jahre auf sein Gut Spasskoje verbannt war (1852–53), spielte er mit Nachbarn, Mitte der fünfziger Jahre vor allem mit Kollegen vom literarischen Handwerk, unter ihnen Lew Tolstoi. Was in Moskau das Café Petschkin, war in Rom das Café Antonini und in Paris das Café de la Régence. Bei Antonini spielte Turgenjew unter anderem mit Serafino Dubois, einem der stärksten Meister seiner Zeit. Im Régence ist er auf einer Gravierung von Moller zusammen mit Morphy, Löwenthal und Préti verewigt. Der sensible Schriftsteller war in seiner Spielstärke sehr unbeständig: Eine Partie spielte er wie ein Meister, die nächste wie ein Stümper. In einem Turnier landete er unter „ferner liefen", in einem anderen – so 1862 im Café de la Régence – belegte er unter 64 Teilnehmern den zweiten Platz hinter dem französischen Meister Arnoux de la Rivière. Im Régence auch spielte er ein Match gegen Wladyslaw Maczusky, einen polnischen Meister, der nach Frankreich emigriert war. Turgenjew verlor mit +1, −3 =2; doch gelang ihm dabei folgende schöne Partie, seinen Ruf als „Meister der Läuferführung" erhärtend.

Damengambit

Weiß: Maczusky – Schwarz: Turgenjew

1. d4 d5 2. c4 e6 3. Sc3 Lb4 (1861, als die Partie gespielt wurde, war dieser Zug in keinem Eröffnungsführer verzeichnet! Heute ist die Nimzowitsch-Indische Verteidigung eine vielgespielte Eröffnung) **4. f3 c5 5. a3 L:c3+ 6. bc Da5 7. Ld2 Sf6 8. Dc2 Ld7 9. e4 de 10. fe cd 11. cd Dh5** (Auch mit diesem Schwenk – die Dame soll von g6 auf den Punkt g2 drücken – nimmt Turgenjew eine moderne strategische Idee vorweg) **12. Sf3 Dg6! 13. Ld3! D:g2 14.**





Tf1 Sc6 15. 0–0–0 Sg4 16. Tde1 h6 17. d5 Sce5 18. S:e5 S:e5 19. Tg1 Df3 20. Te3 Df6 21. Lc3 S:d3+ 22. D:d3 De7 23. L:g7!? (Stärker war 23. d6!) **23. ... Tg8 24. Teg3 0–0–0 25. De3 b6 26. D:h6 Dc5 27. Ld4** (Ein kombinatorischer Schlag, den Turgenjew vorausgesehen hat und den er mit einem Gegenopfer glänzend widerlegt. Siehe Diagramm!) **27. ... D:c4+! 28. Tc3 T:g1+ 29. Kd2 D:c3+ 30. K:c3 Tg4 31. Dh5 Tf4 32. De5 Tf3+ 33. Kb2 Tg8 34. Lc3 La4! 35. Dd4 Tg2+ 36. Ld2 Ld7 37. h4 Tff2 38. Kc3 T:d2 39. Dh8+ Kb7 40. h5 ed 41. ed Lf5! 42. h6 T:d5 43. Df6 Tc2+ 44. Kb4 a5+ 45. Ka4 Tc7 46. Kb3 Tb5+ 47. Ka4 Ld7! Weiß gab auf** (Nach dem „stillen" Läuferzug – der L kehrt zum dritten Mal in dieser Partie auf sein geliebtes Feld d7 zurück – ist das Matt unvermeidlich. Den Schlußteil der Partie hat Turgenjew großartig gespielt)

Heinz Stern

Nächste Folge: Alexander Petrow, der „Philidor des Nordens"

Redaktion: Ingrid Buchholz; Fotos: Archiv, Bernd Sefzik, Alfred Paszkowiak, Fritz Martin, VEB Foto-Verlag; Vignetten: Martin Kotsch

Ihre Gedanken...

... zu diesem Bild – wir zeigten es zum ersten Mal im Heft 21/83:

Eine Bekannte, der ich meine Zeilen zu lesen gab, fragte, warum ich das

Für den Sieg der Vernünftigen

15 Jahre nach der historischen Begegnung an der Elbe weilte Joe Polowsky wieder bei uns in Torgau und erhielt während einer Kundgebung von den hiesigen Steingutwerkern diese Schale (siehe Foto) überreicht („Das Testament des Joe Polowsky", FW 25/83). Auf der Schale ist das Denkmal der Begegnung zwischen Soldaten der Roten Armee und der US-Armee dargestellt. Sie enthält die Inschrift „In Torgau fand im April 1945 der zweite Weltkrieg sein Ende".

Fritz Martin, Torgau

Zur 16. Folge Völkerschaften

Soeben habe ich den Beitrag über die „ASSR der Komi" gelesen (neue Folge der Sammelserie „Völkerschaften der UdSSR", FW 25/83). Ich kann mich noch gut an die anderen FREIE WELT-Sonderteile erinnern. Im Zusammenhang mit Karelien wurde sogar ein Foto von unserem Sohn, aufgenommen bei Freunden in Petrosawodsk, veröffentlicht. Inzwischen ist er 20 Jahre alt und studiert am Institut für Leitungswissenschaften in Moskau.

Gerd Walter, Neubrandenburg

Der Komi-Beitrag hat mir besonders gefallen. Ich bin Reiseleiterin und nehme deshalb auch die früheren Folgen oft zur Hand.

Helga Press, Berlin

Es ist erstaunlich und anerkennenswert, was dort alles möglich gemacht wurde – trotz der Kälte, des Mini-Sommers und anderer Schwierigkeiten. Tatkraft und Energie gehören dazu.

Edeltraut Papenbrock, Neuruppin

Die Karten auf den Seiten 10 und 11 unterstützen das Vorstellungsvermögen. Bitte behalten Sie das bei.

Familie Hanke, Neubrandenburg

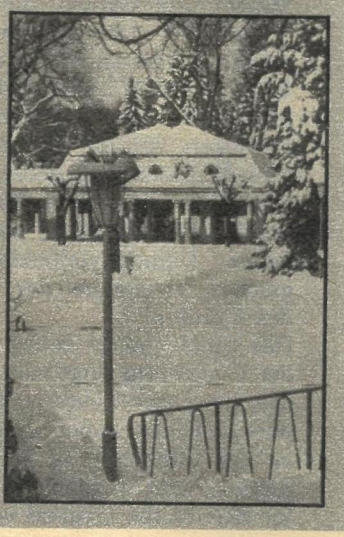
Heilquellen

„Kurscheck nach einem Bärenwinkel" (FW 23/83) war für mich besonders interessant, da ich ebenfalls herzkrank bin.

Gisela Kiesow, Berlin

In Heft 26/83 erwähnte eine Leserin die Radon-Quelle in Bad Brambach. Hier ein Foto davon.

Rudolf Müller, Bad Brambach



Thema so ausweite, das Bild spricht doch nur Familiäres an. Aber die Geschehnisse in der Welt betreffen doch jedes Familienmitglied. Niemand kann ein Familienleben losgelöst von der Gesellschaft betrachten. Für meinen Mann und mich ist es selbstverständlich, durch unsere Arbeit, durch unser politisches Engagement für unsere Gesellschaft einzustehen. Dafür ist es notwendig, die Schulbank zu drükken, zu Versammlungen und Einsätzen auch nach der Arbeitszeit zu gehen… Die Kinder im Kindergarten unseres Sohnes sangen zur Elternaktivwahl auf Tonband das schöne Lied mit der Bitte: „… hütet gut den Frieden ihr…".

Angelika Georgi, Kulkwitz

Bei der Trauung unserer Nichte sagte die Standesbeamtin: „Denkt auch an alle, die euch in eurer Jugend behüteten." Beim Griff nach Taschentüchern knipsten alle Handtaschen. Jeder dachte an seine Großeltern…

A. Amelung, Schwerin

Seit 1948 bin ich Intendant, seit 31 Jahren in Rostock. Wir spielen hier Theater in vielen Häusern. Ein grauenvoller Gedanke – alle diese Kunststätten könnten vernichtet werden oder blieben bestehen in einer Geisterstadt ohne Menschen. Die Bedrohung durch die aggressive Politik der Reagan-Administration ist groß. Das zeigt nicht zuletzt der Einmarsch der USA in Grenada. Doch wir lassen uns nicht hypnotisieren – im

Gegenteil: Unsere Arbeit ist darauf gerichtet, Aktivität anzuregen, die Wahrheit über die Welt zu verbreiten, die Schönheit des Lebens zu preisen. Enge freundschaftliche Kontakte verbinden uns dabei mit der sowjetischen Theaterkunst. Gerade haben wir unserem Publikum ein Stück der russischen Klassik vorgestellt: Alexander Ostrowskis „Wölfe und Schafe" in der Gastregie von Alexander Dunajew vom Moskauer Dramatischen Theater an der Malaja Bronnaja, wo ich vor zwei Jahren Rolf Hochhuths „Ärztinnen" inszeniert habe (unser Foto). Im Frühjahr werde ich Alexander Mischarins „So groß wie viermal Frankreich" inszenieren – wiederum ein Stück, das brisante Probleme auf die Bühne bringt, deren Lösung den Frieden braucht.

Professor Hans Anselm Perten, Volkstheater Rostock

Liebe Leser! Bitte schreiben Sie uns weiter, was Ihnen beim Betrachten des Bildes oder beim Lesen der bisherigen Veröffentlichungen durch den Kopf geht, erzählen Sie von Ihren Lebenserfahrungen, Ihren Lebenserwartungen. Legen Sie in Ihre Briefe auch persönliche Fotos, die für Sie bedeutsam sind. Von allen Einsendern werden monatlich zehn mit einer Anerkennungsprämie von 50 Mark bedacht. Aus der großen Zahl der Zuschriften im November fiel die Wahl auf: Remo Finster, Bad Kösen; Hans-Joachim Grahl, Cottbus; Gerda Sprengel, Friedland; Jürgen Schaepe, Dresden; Elsbeth Manneberg, Frankfurt (Oder); Petra Hackius, Potsdam; Sabine Krügerke, Hönow; H.-Werner Machemer, Greppin; Ricarda Merkwirth, Luckenwalde; Adelheid Donau, Strausberg.

Die eigentliche Entwicklung Brambachs zum Heilbad setzte ein, als man bei Erdarbeiten im Sommer 1910 eine neue Quelle fand. Die Analyse ließ die Fachwelt aufhorchen: Die Radioaktivität war so hoch, daß alle bisher bekannten Werte anderer Quellen im damaligen Deutschland übertroffen wurden. Als „Wettinquelle" wurde sie 1912 in Betrieb genommen. 1957 trug sie den Namen „Radiumquelle", der neuesten Erkenntnissen entsprechend 1962 in „Radonquelle" geändert wurde.

Im Bobrow-Klub

Mir ist bekannt, daß es im sowjetischen Fußball einen Klub gibt, dem Spieler angehören, die über 100 Meisterschaftstore geschossen haben. Existiert ein solcher Klub auch im Eiskockey („Goldene Troika", FW 25/83)?

Rainer Seeling, Berlin

Ja, es gibt einen derartigen symbolischen Klub. Er trägt den Namen des einstigen weltberühmten Stürmers Wsewolod Bobrow, der übrigens auch ein Weltklassespieler des Fußballs war. Mitglied wird, wer mindestens 250 Meisterschaftstore erzielte. Vor Beginn der laufenden Saison (1983/84) gehörten ihm 23 Spieler an. Die ersten zehn sind: Michailow 576 Tore, Petrow 492 (beide ZSKA Moskau), Starschinow (Spartak Moskau) 487, Malzew (Dynamo Moskau) 459, Jakuschew (Spartak Moskau) 430, Charlamow 429, Alexandrow und Firsow je 416 (alle drei ZSKA), Guryschew (Krylja Sowjetow Moskau) 415, Wikulow (ZSKA) 354.

Heinz Machatscheck

Auslauf weit und breit – der Balaton, das ungarische „Binnenmeer", als Wintersportgelände. Die Aufnahme schickte F. Böhm, Karl-Marx-Stadt

Preisfrage

Heft 1/84

Was ist Leistung?

Die Lösung finden Sie in einem Beitrag dieses Heftes. 1 × 50 M sind zu gewinnen. Das Los entscheidet unter Ausschluß des Rechtsweges. Auflösung in Heft 3/84. Ihre Postkarte mit ausgeschnittener Marke – siehe Schere – und Antwort schicken Sie bitte an: Redaktion FREIE WELT, 1056 Berlin, Postfach 9. Briefe werden nicht gewertet. Einsendeschluß: 18. Januar 1984.

Samoware

So war es richtig in Folge 8 (Rücktitel FW 25/83): Nishni Nowgorod (heute Gorki). Unsere 7 Preise gewannen: Hildegard Schmidt, Meißen – 100 M; Hans-Georg Müller, Dresden – 75 M; Gerda Tietsche, Brandenburg/Havel – 50 M; Heinz Conrad, Berlin, Elfriede Prohl, Wismar, Gertrud Heidrich, Berlin, Günther König, Zella-Mehlis – je 25 M.

Sprachführer

Auf Seite 41 dieser Ausgabe beginnt unser fünfter Russisch-Lehrgang. In 7 Lektionen (jedes zweite Heft) finden Sie wichtige Redewendungen – ein Minilernprogramm für alle Sprachinteressierten. **Neu** ist das Format. Deshalb achten Sie bitte auf das grafische Schema zum Falten und Schneiden. **Neu** sind auch Empfehlungen für die Intonation von Fragesätzen, die sich vom Deutschen wesentlich unterscheidet. Im Russischen senkt man bei Fragen mit Fragewort die Stimme zum Satzende. bei Fragen ohne Fragewort steigt sie kurz steil an, um sofort wieder zu fallen. Wir markieren jeweils diese Stelle. Üben Sie auch, Fragen zu stellen. Denn wenn Sie wie im Deutschen die Stimme zum Satzende heben, kann es passieren, daß Ihr Partner auf die Frage nicht reagiert. Die Aussprachehilfe des vorigen Lehrgangs „Russisch für Gastgeber" haben wir beibehalten. Wir wünschen viel Erfolg und sind gespannt auf Ihre Meinung!

Beinahe 400 000 Briefe und Karten haben wir 1983 von Ihnen erhalten, liebe Leser! Unter den letzten Eingängen im Dezember erfreuten uns besonders die vielen guten Wünsche zum Jahreswechsel! Mehrere stattliche Briefkästen haben Sie mit Ihrer Post gefüllt! Übrigens, vor rund 500 Jahren wurde der Briefkasten erfunden. Als erster diente ein Schuh, von einem Schiffbrüchigen an einen Baum genagelt, um darin Aufzeichnungen über das Unglück unterzubringen.

Das Dorf liegt inmitten weiter Felder, im Sommer korngelb, im Winter weiß und im Frühling wie im Herbst erdschwarz. Nur ab und an hält ein Windschutzstreifen, spärlich mit Pappeln bewachsen, den Blick auf, der über das flache mittelrussische Land streift und an den Zwiebeltürmen der Kirche im nächsten Dorf hängenbleibt. Die Traktoren sind gewöhnlich schon am frühen Morgen auf die Felder gefahren, so daß höchstens der Bus aus der Stadt die Ruhe des Ortes unterbricht. Wenn es nicht regnet. Denn wenn es regnet, schafft es vielleicht gerade ein schwerer LKW noch, müssen die Reisenden also zu Fuß von der mehr als zehn Kilometer entfernten Landstraße auf schlammigem Feldweg ins Dorf waten.
So war es immer in Chobotez-Wassiljewskoje – bis zu jenem Sommer vor einem Jahr, als sich hier eine Großbaustelle breitmachte.

Der Mann am Wegrand

Der Tag war trocken, als die schweren Kipper zum ersten Mal den Donner ihrer bulligen Motoren und die langen Staubfahnen hierhertrugen. Nun begegneten die Menschen in den Dörfern bei Perwomaiski, im Tambower Gebiet, immer häufiger den Autos, Traktoren, Baggern und Kranwagen mit den fremden Nummernschildern und den in lateinischen Buchstaben aufgemalten Namen von Helden der Sowjetunion: Timur Frunse, Richard Sorge, Andrej Popow. Und sie sahen, wie die jungen Leute begannen, eine feste Straße durch die Felder zu bauen, bis hin zu dem Sumpf neben dem flachen, verkrauteten See am Horizont.

‚Das sind sie also, die Deutschen', dachte der schmächtige, alte Mann, der am Wegrand stand und den Kippern nachschaute. Er hatte Zeit, war Rentner schon. Und wie seine Nachbarn wußte auch er von den Genossen aus dem Rayonkomitee, daß eine große Station gebaut werden soll für die Erdgasleitung aus Sibirien. Und daß Deutsche aus der DDR sie errichten werden. „Deutsche?" hatten die Bauern gefragt. Der Alte konnte sich noch gut an Deutsche in feldgrauen Uniformen erinnern. Sein Heimatdorf hatten sie nicht erreicht damals, vor mehr als vierzig Jahren. Aber vier Jahre stand er ihnen hinter einer Panzerabwehrkanone gegenüber. Nach so langer Zeit sah der Mann wieder Deutsche. Diese jungen Männer waren in blauen Hemden gekommen, und er versuchte, ihre Gesichter hinter den Windschutzscheiben der erneut vorbeibrausenden, hoch mit Sand beladenen Wagen zu erkennen…
Der Herbst kam, der Winter. Mild war er in je-

Popows neue Söhne

Rund um die Uhr schleppen die Kipper ihre Lasten aus der Kiesgrube. Sie schaffen den Sand auf die Baustellen um den Trassenstandort Perwomaiski. Hinter den Lenkrädern sitzen Kraftfahrer aus der DDR. Was die jungen Leute mit einem russischen Bauern verbindet (Foto unten), erfuhren FREIE WELT-Mitarbeiter Hajo Obuchoff (Text) und Volkmar Billeb (Bild) an Ort und Stelle.

nem Jahr. Nur ganz selten noch schaffte es der Linienbus bis ins Dorf. Selbst nach Staroseslawino, näher der Chaussee noch, war meist kein Durchkommen. An den wenigen Frosttagen nur bog der Bus von der breiten Fernverkehrsstraße ab. Und die Fahrgäste sahen durch die vereisten Scheiben des über den holprig gefrorenen Weg rumpelnden Gefährts, daß wieder ein paar Betonplatten mehr die neue Straße verlängerten. Meterweise, Stück für Stück, schob sie sich ins Land. Aber das bald einsetzende Tauwetter schluckte Sand, Schotter und sogar ganze Betonteile. Die Blicke der Einheimischen wurden skeptischer. Der alte Mann beobachtete, wie sich die mächtigen Lastwagen nur noch mit Mühe eine Spur durch die zähe Erde wühlten. Er kannte diese Erde, hatte sein Leben mit ihr verbracht, kannte ihre Fruchtbarkeit, aber auch ihre Launen. Und er wußte, was sie den Jungens hinterm Lenkrad.alles abverlangte.

Der Weg der Kipper

Die Männer kamen aus Rostock, Halle, Jena oder Guben. Mit ihren Wagen fuhren sie über Straßen und durch Städte, die sie aus Filmen, Geschichtsbüchern oder Romanen kannten. Brest, Minsk oder Smolensk – den jungen Kraftfahrern sind diese Namen gute Erinnerungen. Sie waren Etappen auf ihrem Weg hierher, wo sie einen riesigen Komplex von Verdichterstationen für mehrere Erdgasleitungen bauen sollen – auf Sumpfboden. Korn und Kohl gedeihen dort nicht, aber mit einer dicken Sandschicht drüber können die Hallen und Gebäude der Anlage wachsen.

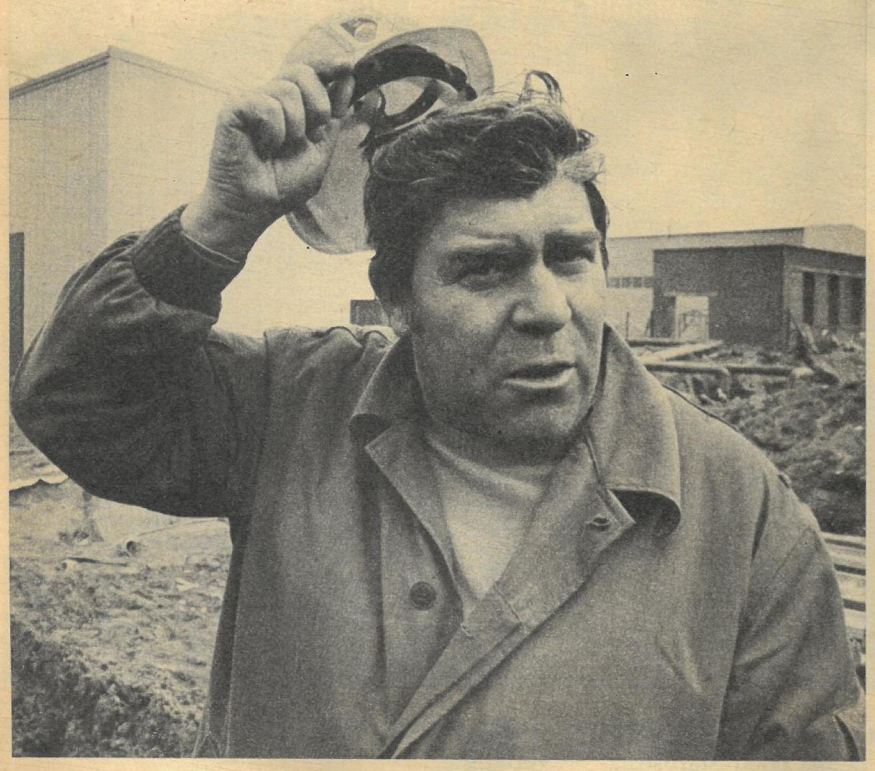
Popows neue Söhne

Also Kies, Sand und nochmals Sand und Kies – auch für die Zufahrtsstraße dorthin. Denn ohne einen festen Untergrund zum Baugelände geht nichts. Verständlich, daß die Straßen und Wege zwischen der Kiesgrube bei Alexandro-Newski und dem Verdichterfeld Starojurjewo für die Kraftfahrer ohne jede Poesie sind. Trotzdem hat diese herbe, schmucklose Landschaft reizvolle Eigenheiten: die großzügige Weite, die vor den schwarzen Äckern noch weißer erscheinenden weißen Kirchen auf den sanften Hügeln am Rande unverhältnismäßig kleiner Dörfer. Waren es solche Eindrücke, die einige Kipperfahrer veranlaßten, eine kurze Pause in Chobotez-Wassiljewskoje einzulegen, oder zwang eine kleine Panne dazu? So genau weiß es heute keiner mehr. Aber die folgende Begegnung blieb Gesprächsstoff: Ein schmächtiger, alter Mann trat auf sie zu. Die Fahrer hatten ihn in letzter Zeit oft bemerkt, hatten gesehen, wie er ihre Namen an ihre Wagen schreibt. Die Kraftfahrer waren voller Neugier, mehr über diesen Mann zu erfahren. Was hatten sie denn bisher von ihm gewußt? Andrej Popow, Jahrgang 1914, Traktorist, Frontkämpfer, Kommunist seit 1943, ausgezeichnet mit dem Titel „Held der Sowjetunion". Also wurden gegenseitig Einladungen ausgesprochen, und nunmehr trafen sich Popow und die „Popows" des öfteren – mal in ihrem Quartier, mal in seinem gastfreundlichen Haus in Chobotez-Wassiljewskoje. Hier haben Andrej Popow und seine Frau Maria acht Kinder großgezogen. Seit einigen Jahren schon sind alle ausgeflogen, haben sich die fünf Söhne und die drei Töchter zwischen Sibirien und Karelien, Moskau und Woronesh angesiedelt. So ist es denn still geworden im Haus der Alten. Sie freuen sich über jeden Besuch. Und die jungen Gäste haben ihnen schon viel erzählt: Von dem Leben in ihrem neuen Deutschland. Von der Exwäre die erste Verdichterstation heute noch nicht fertig. Jedoch auf solchem Boden im Winter eine Betonstraße zu bauen, die auch noch Jahre später halten soll, das war eine Aufgabe, die mancher für unlösbar hielt. Aber wir dachten daran, wie sowjetische Menschen im Krieg schwierigste Situationen durchstanden. Warum sollten wir, unter viel besseren Bedingungen, nicht mit ähnlichem Einsatz unsere Schwierigkeiten überwinden? Und so fahren eben Sie, Andrej Andrejewitsch, in unserer Brigade mit. Ihre Arbeitsleistung erfüllen wir zusätzlich."

Auch von ihren Familien haben die Kraftfahrer erzählt, Fotos ihrer Kinder gezeigt. Und da bemerkten die alten Popows, wie die sonst so rauh scheinenden, bärtigen Gesichter weich wurden. Und Andrej Popow erzählte, daß er nur einmal in den langen Kriegsjahren seine kleine Nina gesehen hatte – als er nach einer Verwundung einige Wochen auf Genesungsurlaub zu Hause war. Erst vier Jahre später dann sah er seinen 1942 geborenen Viktor. Dazwischen legte er Tausende Kilometer auf dem Weg zur Befreiung seines Landes zurück: Moskau, Smolensk, Witebsk, Orscha, Vilnius, Kaunas, Königsberg und an die japanische Front bis hinter Wladiwostok. Das waren Jahre, in denen hinter jeder Sekunde, vor jedem Schritt die Gefahr lauerte, seine Kinder niemals wiederzusehen. Da war auch jene Stunde an der Grenze zu Ostpreußen, als so viele Panzer mit dem Balkenkreuz vor dem Geschütz des Starschina Popow aufgetaucht waren. Sieben dieser stählernen Ungeheuer vernichtete er. „Aber lassen wir den Krieg", meinte er. „Schaut euch lieber meine Frau an! Sie hat mir nach dem Krieg noch sechs Kinder geschenkt, und alle sind ordentliche Menschen geworden. Dabei waren die ersten Friedensjahre auch nicht gerade süß wie Honig. In unserem Kolchos hatten während des Krieges 3000 Hektar guten Ackerlandes brachgelegen, die ersten Ernten im Frieden waren schlecht. Manchmal wußten wir nicht, wie wir die Kinder satt bekommen sollten."

Mit den wenigen Männern, die nach '45 noch im Dorf zu finden waren, stellte Andrej Popow eine Traktoristenbrigade auf. Den Geruch frisch umgepflügter Erde und den trockenen Duft geernteten Korns hatte er fünf Jahre lang vermißt. 1952 delegierten ihn seine Genossen zum XIX. Parteitag nach Moskau. „Wir hatten endlich die schweren Nachkriegsjahre überwunden", sagte Popow. Die Jungs, Steuermänner der schweren Kras, MAS und W 50, vermochten sich

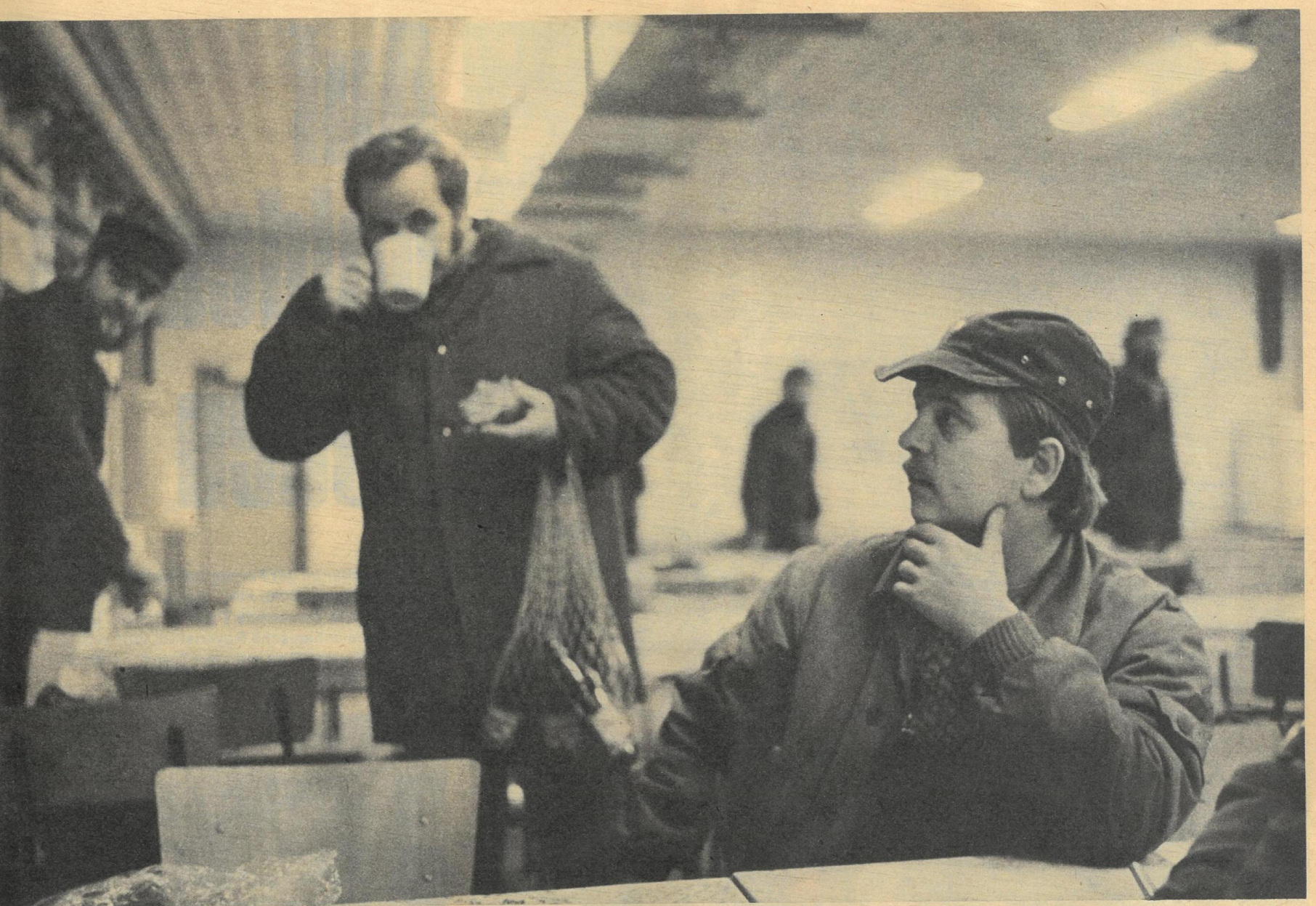
Parteisekretär Heinz Birkholz: „Die Station ist betriebsfertig. Alle Proben sind gut verlaufen, und die sowjetischen Abnehmer äußerten sich zufrieden. Sie haben unseren Bauarbeitern gute Qualitätsarbeit bescheinigt und sie für die vorfristige Planerfüllung gelobt."

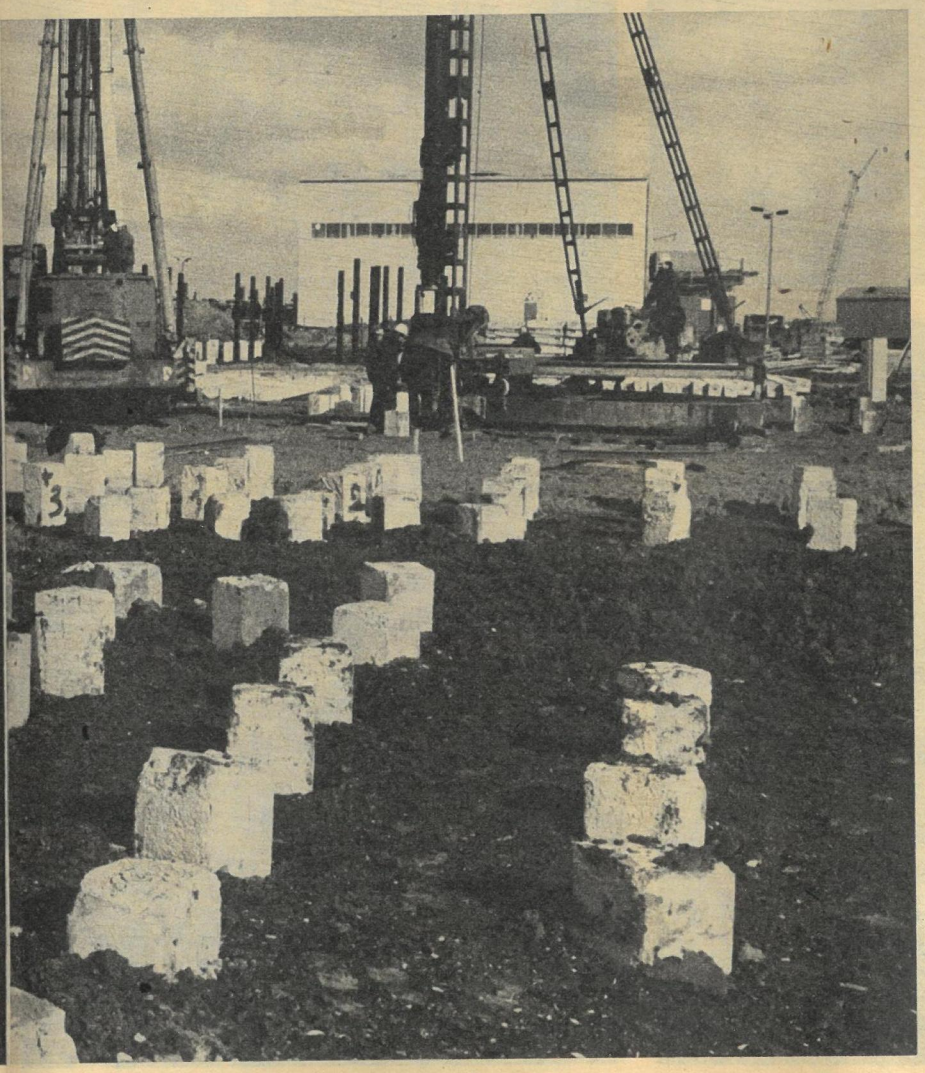


Wagen freundlich grüßte. Nun kamen sie miteinander ins Gespräch. Die jungen, bärtigen Männer kratzten ihre russischen Vokabeln zusammen und verstanden, als der Alte fragte: „Der Name Popow dort auf euren Autos, wer ist das?" Sie erklärten: „Das ist unser Ehrenmitglied, ein Held." Der Mann schwieg eine Weile und sagte dann: „Euer Popow – das bin ich!"

Popow und seine Brigade

Die Überraschung wich bald gegenseitigem Interesse. Natürlich wollte Andrej Popow wissen, weshalb eine Transportbrigade seinen porterdgasleitung, die in so viele Länder führt, auch in solche, aus denen in der letzten Zeit wenig gute Nachrichten kommen. Aber auch davon, daß die Arbeit über Ländergrenzen hinweg hilft, sich gegenseitig besser zu verstehen, die Freundschaft stärkt und auch den Frieden. „Dabei fiel uns die Arbeit am Anfang hier sehr schwer", erzählte Dieter Grieger, der Brigadier. „Vor allem der Bau der Zufahrtsstraße. Wir wissen nicht, wieviel Tonnen Sand wir dafür gefahren haben. Die Straße mußte in kürzester Zeit, also auch während des Winters, gebaut werden. Sonst





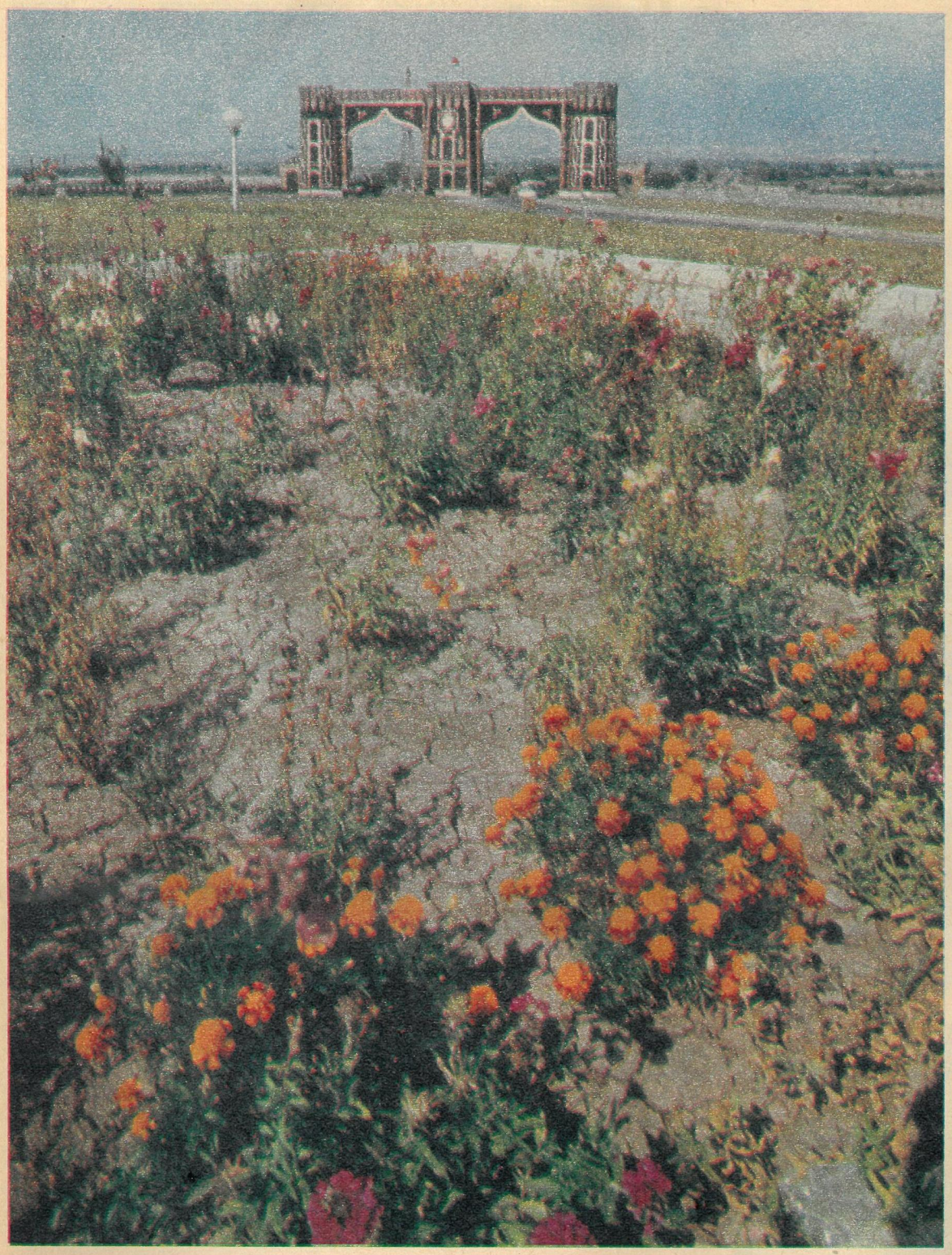
Den fertigen Verdichterhallen im Hintergrund sieht man es nicht an, daß sie wie das Märchenhäuschen der Baba-Jaga auf Pfählen stehen. Hier werden für eine weitere Verdichterstation Betonpfeiler in den Sumpfboden gerammt. Später sollen an diesem Ort einmal sechs Kompressorenstationen stehen.

Eine Woche Nachtschicht – sechsmal 350 Kilometer. Da zittern auch einem kräftigen „Kutscher“ schon mal die Hände. „Nach dem Duschen setzen wir uns noch ein Weilchen zu einem Schwatz zusammen, aber nach einer Stunde fallen mir dann schon die Augen zu.“ Roland Stutz, einer von den „Popows“.

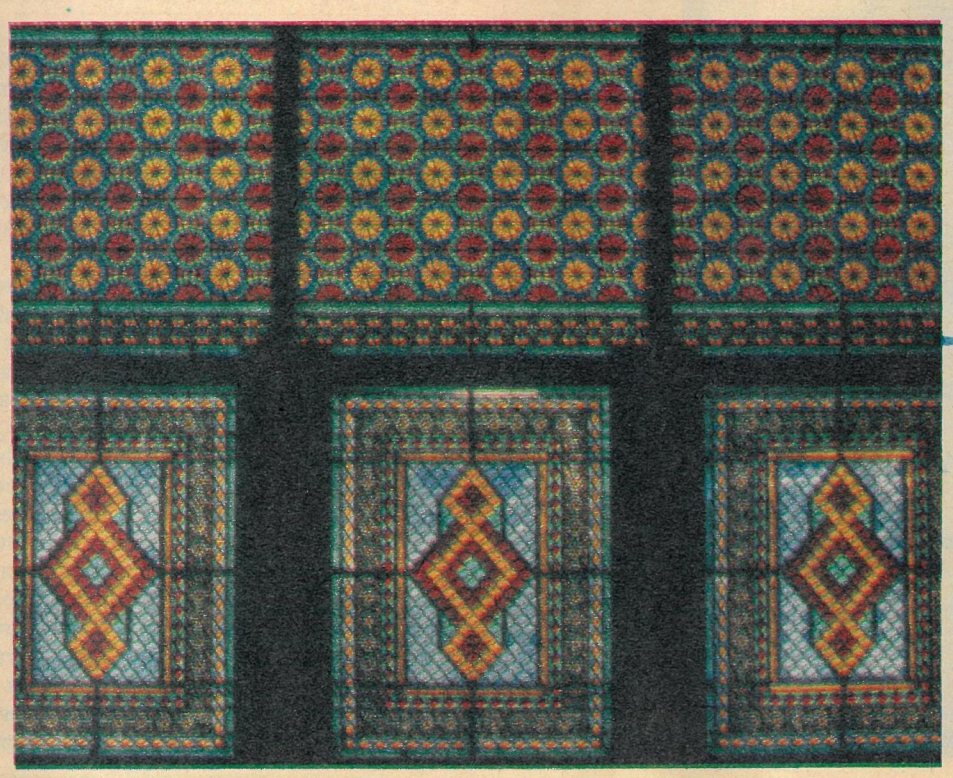
nun annähernd vorzustellen, was die Menschen damals gefühlt haben mögen. Wieviel Schweiß und wie viele Überstunden haben ihnen selbst der Straßenbau und die vielen Sandfuhren zum Sumpf gekostet, wo heute die Verdichterstation in der Wintersonne glänzt! Einen Eindruck von der Menge Kies und Sand, die in 12,5-Tonnen-Portionen von den Kippern über das Land gebracht wurden, gibt die Kiesgrube bei Alexandro-Newski. „Früher war sie nur ein kleines Loch, dort, wo sich der Bach ein Tal ins Land geschnitten hat“, erzählte Roland Stutz, einer der Dienstältesten der Brigade. „Nun sieht es dort schon aus wie in einem kleinen Tagebau. Aber in ein paar Jahren werden wir aus diesem Krater einen See gemacht haben. Vielleicht wird dieses Fleckchen sogar mal Touristenzentrum, auf jeden Fall aber ein Naherholungsgebiet. Und den Mutterboden, der dabei verlorengeht, schaffen wir schon jetzt auf Felder mit schlechter Erde.“ Solche Gedanken hört Andrej Popow, der Erdverbundene, gern. „Vielleicht ist es nicht so wichtig“, entgegnete er, „aber den Leuten hier ist natürlich der Acker oder eine feste Straße durchs Dorf näher als die gewiß bedeutende Verdichterstation. Und daß ihr dem Kolchos bei der Ernte geholfen habt, das merken sich die Menschen auf dem Lande besonders gut. Und noch eines muß ich euch sagen, ganz persönlich: Ich habe im Krieg vielleicht gegen einen von euren Vätern oder Großvätern gekämpft. Deshalb hätte ich mir nie träumen lassen, daß junge Deutsche einmal meinen Namen tragen wollen. Nun bin ich stolz darauf und stolz auf euch. Mir ist, als hätte ich zu meinen vielen Kindern noch einen ganzen Schwung dazu bekommen.“

Auf goldenem Boden

Unübersehbar an der Fernverkehrsstraße, die von Tbilissi nach Baku führt: das an orientalische Märchen erinnernde Tor von Scheki. Die nordaserbaidshanische Rayonstadt lädt seit kurzem Intourist-Reisende der Transkaukasus-Busroute zu einem Kurzaufenthalt ein.



FREIE WELT Tourismus



Suche passenden Deckel für manchmal nicht runden Topf. Annoncierte eine sehr schlanke zweiundzwanzigjährige Einsachtundsechzigerin im Treffpunkt – Das Magazin, letzte Dezemberausgabe. Solch selbstironische Gebrauchswerbung bedarf filigran-soliden Handwerks. Viel Glück also im neuen Jahr.

Das Handwerk, von dem ich zu berichten habe, ruht dagegen auf irdisch goldenem Boden. Topfmacher und Deckelklempner begründeten neben Seidenwebern den kleinhandwerklichen Ruhm der am Südhang der ostkaukasischen Ausläufer gelegenen Stadt Scheki im Aserbaidshanischen.

In den Gassen des zweitausendfünfhundertjährigen Ortes, der vor Jahrhunderten Karawanen auf der Seidenstraße Rast- und Handelsplatz war, schaute ich mit Respekt und Neid ihrem geschickten Tun zu. Geduldig erträgt der altersstarke Amboß die Hammerschläge seines Herrn Musa, der mit dosierter Kraft aus Kupfer und verzinntem Stahlblech formschönes Gebrauchsgerät schmiedet: Töpfe, Kellen und Deckel, denen je nach Größe ein passender Griff angenietet wird. „Schmied an Schmied" singt es rhythmisch in der Scheki-Straße, wo sich Werkstatt an Werkstatt reiht, wo Sofortverkauf komplizierten Zwischenhandel umgeht.

Auf dem Markt nebenan wähle ich am Stand des Töpfers Mamedow einen signierten deckellosen Wasserkrug aus zum Andenken an jenen Armenier, der in Scheki die Karawanserei, ein orientalisches Wirtshaus für weitreisende Händler und Kaufleute, errichtete. Als Fremden hatte man ihm für seinen Bau zunächst das Wasser verwehrt. So richtete er den Mörtel für die Fundamente mit Wein an; sie stehen noch immer. Mit den Argumenten, sein Werk baue er doch auch für die Nachwelt und könne es nicht mit ins Grab nehmen, überzeugte er schließlich die Einheimischen, sie gestatteten ihm daraufhin Zugang zu ihren Brunnen, auf daß er den Überbau vollenden konnte.

Der Basar von Scheki, wie könnte es anders sein, ist auch ein Ort des Gesprächs, des vertrauten, augenzwinkernden Wortes. Und Onkel Gadshi, die legendäre naiv-weise Volksfigur, muß immer wieder herhalten, Alltagserfahrungen gutnachbarlich zu schlichten. So geschah ihm folgendes:

Onkel Gadshi kaufte einen Esel. Kaum war er mit ihm zu Hause angelangt, klopfte es an die Tür.

„Wer ist da?" „Der Bruder dessen, von dem du den Esel gekauft hast."

„Tritt ein. Sei mein Gast."

Tags darauf klopfte es wieder.

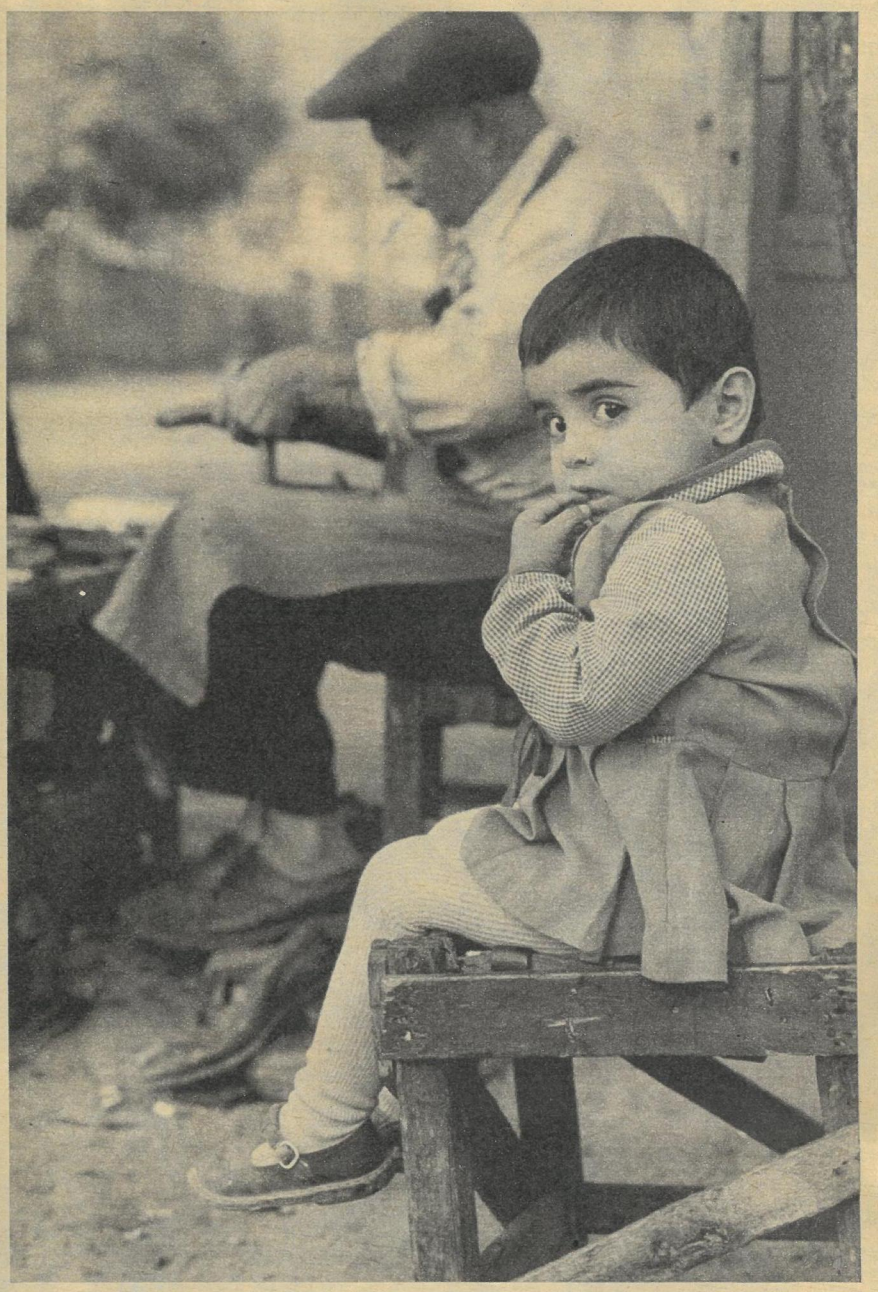
„Wer da?" „Der Onkel dessen, von dem du den Esel gekauft hast."

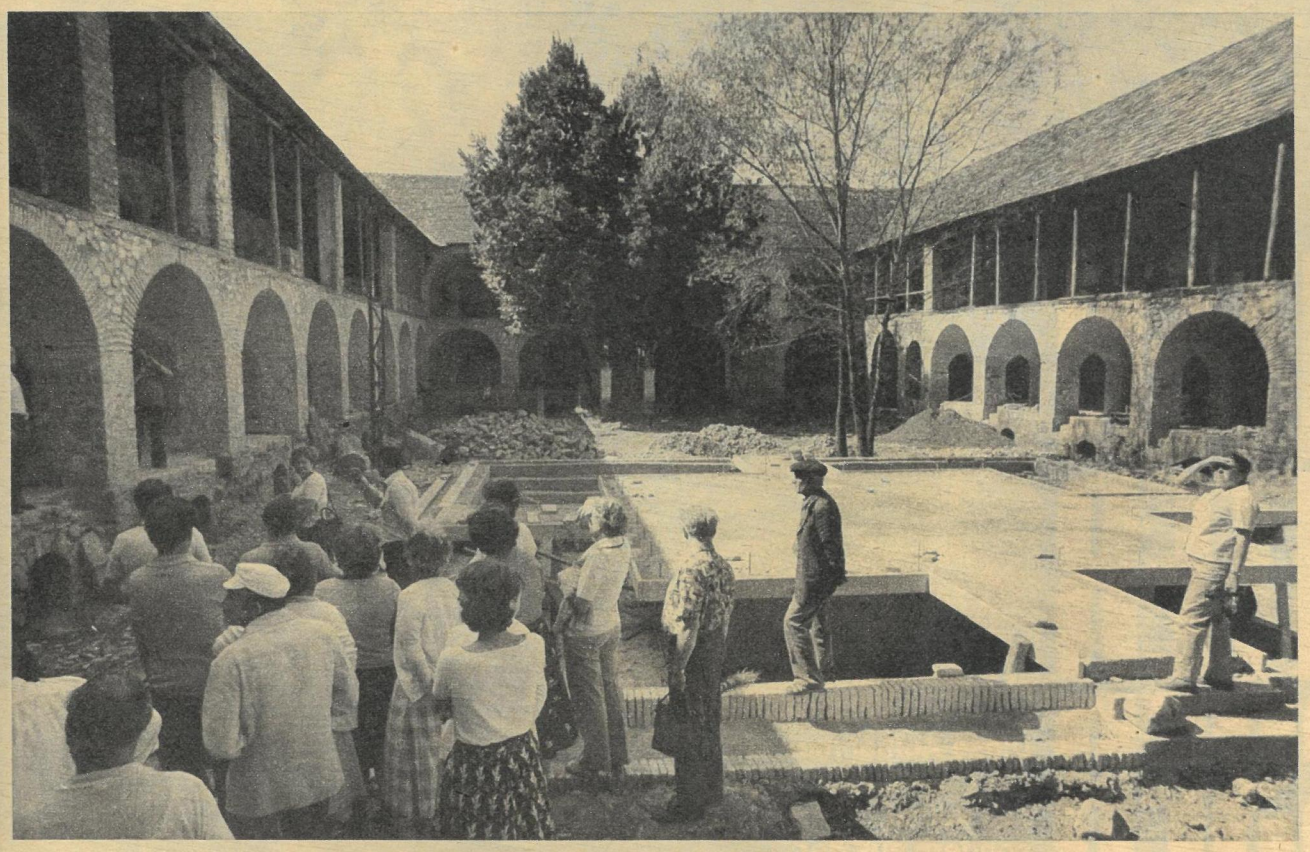
Auch diesen begrüßte Onkel Gadshi. Mit gebotener Höflichkeit. Dann trafen noch ein Onkel, zwei Tanten, ein Cousin und ein Großonkel mit seiner Stiefschwägerin ein. Da führte Onkel Gadshi den Esel zurück zum Markt.

„Wieso denn das?" wird er gefragt. „Ist es ein schlechter Esel?"

„Nicht doch. Der Esel ist schon prächtig", antwortete Onkel Gadshi. „Er hat nur zu viele Verwandte."

In Rufweite des Marktes, neben





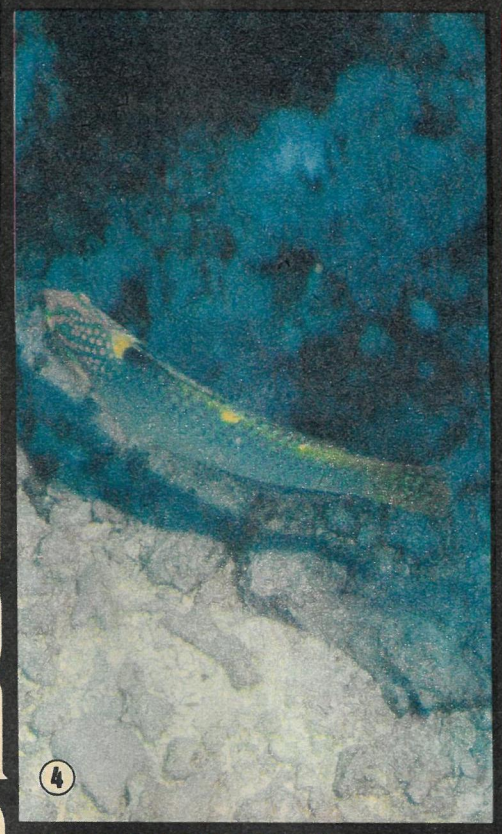
Truhentischlern und Mützenmachern arbeitet Meister Aschraf im Blickfeld der Passanten. Ohne Leim und Nägel fügt er genutete Buchenholzteile zu Rosetten und anderen ornamentalen Gittern zusammen, in die er anschließend, Butzenscheiben vergleichbar, farbige Gläser einsetzt. Schebeke nennt man im Transkaukasus diese Kunst, deren schönste Stücke den Schekinsker Khan-Palast, im 18. Jahrhundert erbaut, zieren. Buntglasfenster aus Scheki können Sie auch in Moskau bewundern: Teestube Aserbaidshan, Smolenskaja uliza 2.

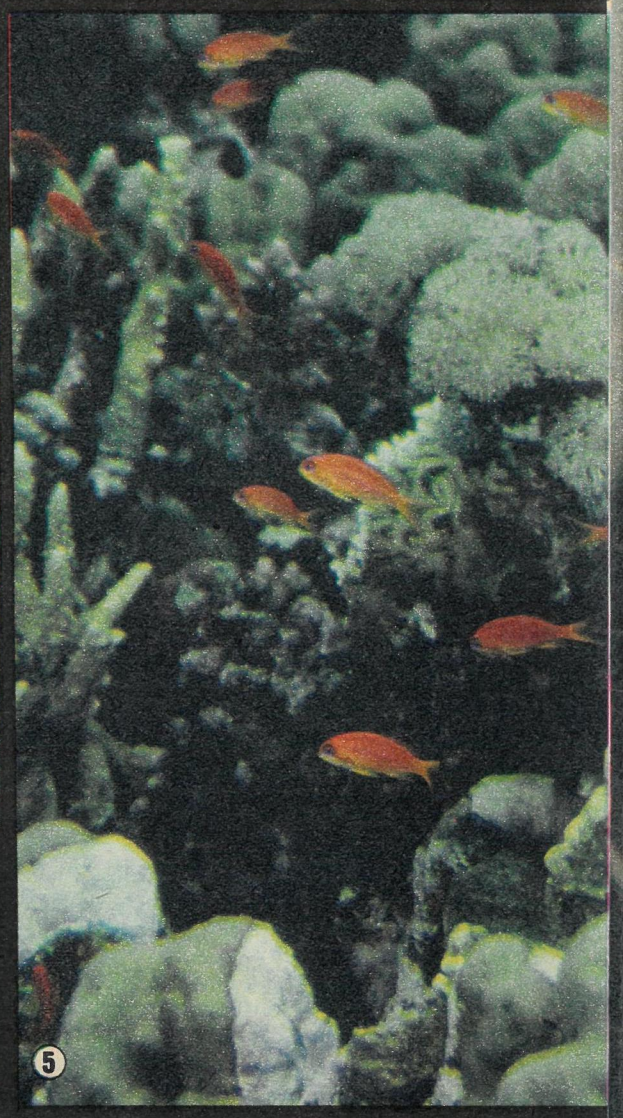
Sein mundgerechtes Handwerk versteht Bachschali Babajew. Der sechsundsiebzigjährige Zuckerbäcker bietet nicht nur Halwa, eine Art feinsten Blätterkrokants, und den Nußkuchen Baklawa an; berühmt wurden seine „Spitzengewebe", ein hauchdünnes, tischtuchgroßes, im Freien getrocknetes Etwas aus Reismehl, Honig, zerstoßenen Walnüssen, Rosenöl und Zimt.

Wer ins Morgenland reist, sollte also seiner Zunge Ungewohntes nicht versagen, auch wenn der Topf, in dem es kocht, manchmal nicht geheuer erscheint.

Norbert Kaiser (Text)
Peter Meißner (Fotos)

Die Karawanserei in Scheki – rekonstruiert und umgebaut, seit 1983 Intourist-Herberge mit orientalischem Fluidum. Der Kurort mit Mittelgebirgsklima und Jahresdurchschnittstemperaturen um 22 Grad liegt in 650 Meter Höhe. Zum Besichtigungsprogramm gehören der Khan-Palast (s. FW 8/82), die städtische Festung, 1752 erbaut, das Achundow-Museum (Begründer der aserbaidshanischen Literatur), eine Seidenfabrik und eine Fahrt ins Vorgebirge des Großen Kaukasus mit Picknick.





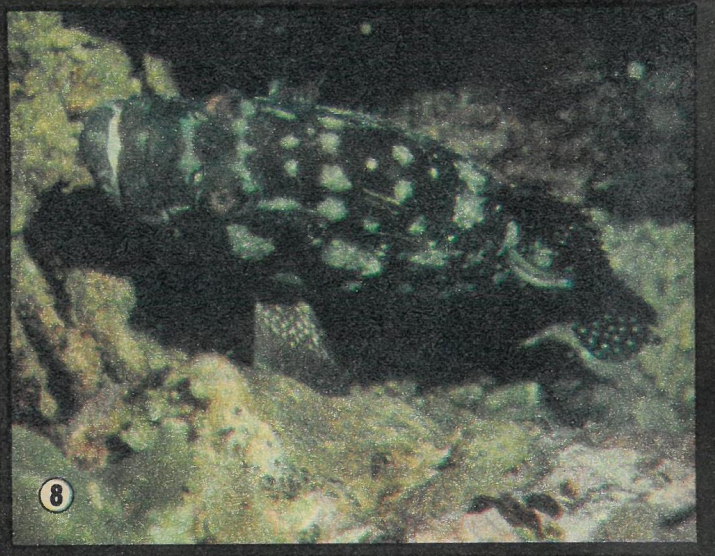
TRACHTEN UNTER WASSER

Ein Beitrag von
Dr. Dietrich
Kühlmann
(Bild und Text)

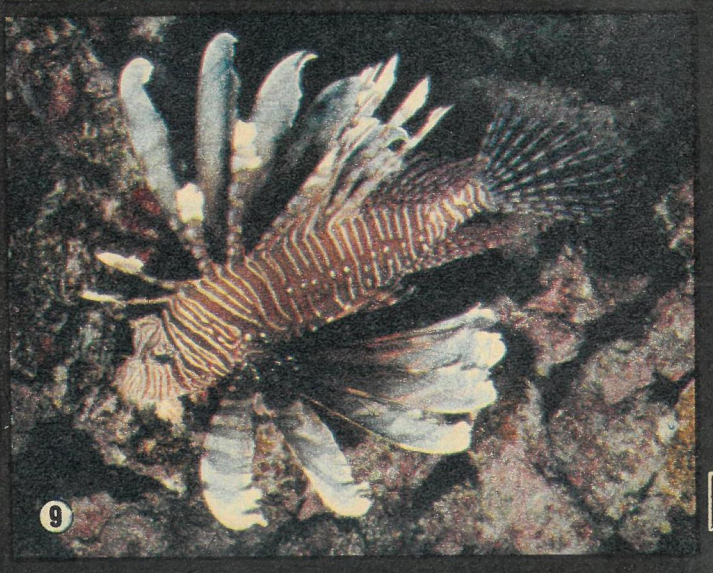
Diese Aufnahmen mit ihrer „Dekoration" stammen aus keinem Aquarium, sondern aus der freien Natur tropischer Korallenriffe, wo die Fische wie vor Kuba ohne Ahnung vernichtungswütiger Harpunenjagd dem Taucher noch unverschreckt begegnen.

6

7



8



9

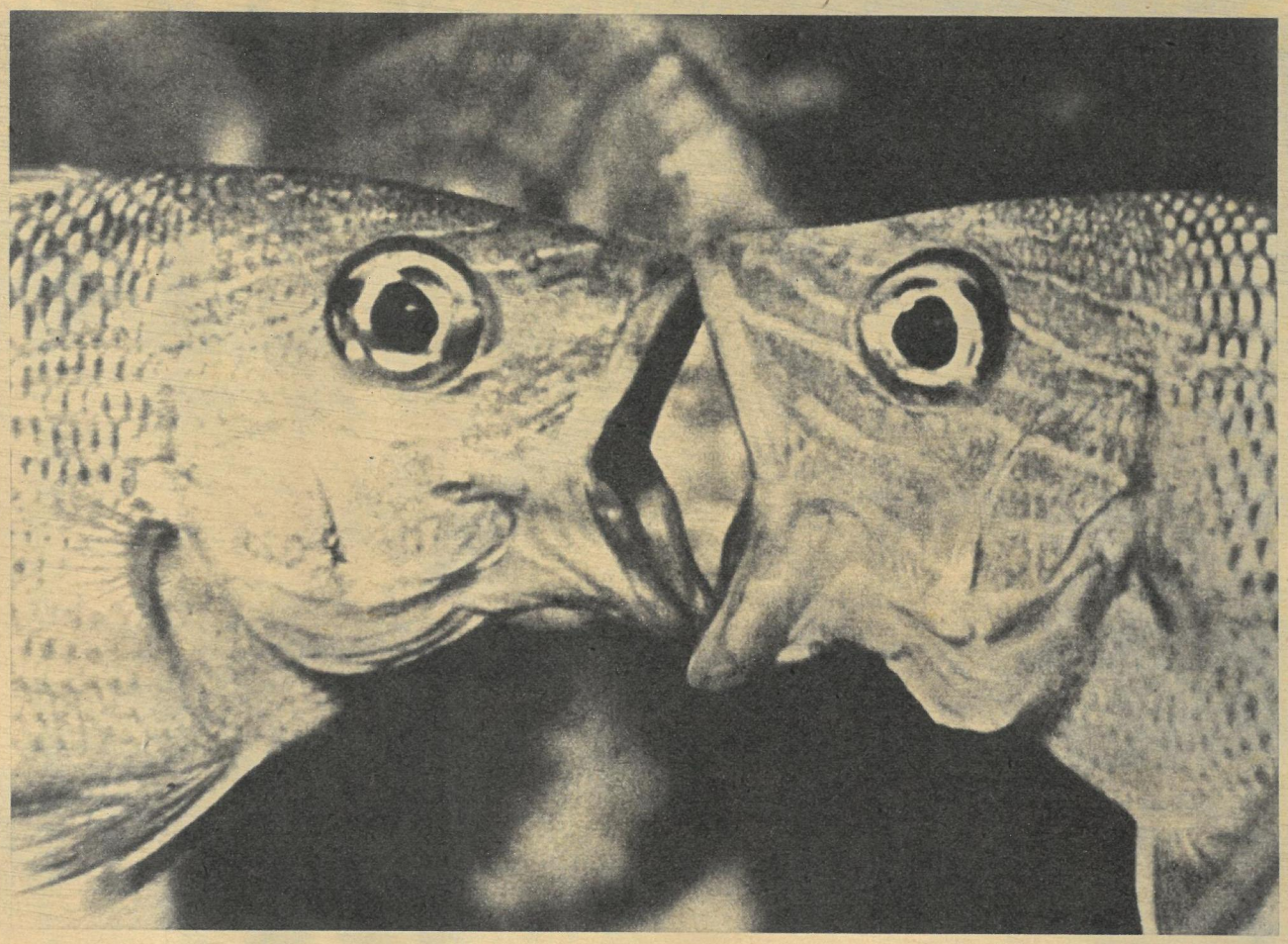
Trachten unter Wasser

Das lichtdurchflutete Riff – einer der produktivsten Lebensräume unserer Erde. Verwirrend auf den ersten Blick das Gewimmel seiner Bewohner, die Fülle der Formen und Farben. Erst allmählich lernt man, sich als freischwebender Tauchschwimmer unter ihnen zu bewegen, auf Beobachtungsnähe an sie heranzukommen, ihr Verhalten zu deuten, ihre verschiedenartigen Trachten einzuordnen. Da gibt es die perfekte Tarnung ebenso wie das grelle, weithin sichtbare Signal, die Kindertracht wie das „Rangabzeichen", das Alltagskleid wie den Hochzeitsstaat.

Bei den Fischen machen sich zur Zeit der Fortpflanzung die Männchen besonders auffällig. Geschlechtsreife Artgenossinnen werden durch solche Hochzeitskleider erregt und angezogen. So besitzen Korallenbarsche der Gattung Dascyllus einen ganzen Harem, mit dem sie eine verzweigte Korallenkolonie bewohnen. Das schönste und stärkste Männchen gleicht einem Platzhirsch; es vertreibt von Nachbarkorallen kommende Konkurrenten, posiert unermüdlich vor seinen Damen, treibt sie zurück, wenn sie das Revier zu überschreiten suchen, und vollführt die wunderlichsten Schwimmkünste, Wippen, Kreisen, Hakenschlagen – natürlich besser und eleganter als der Herr von nebenan.

Auffallende Trachten dienen nicht nur der Auslese, der natürlichen Selektion der besten Erbsubstanz; sie sind dem Individuum auch auf andere Weise nützlich. Viele Fische der felsigen Unterwasserlandschaft tragen äußerst lebhaft gefärbte Schuppenkleider, die als „Plakatfarben" gelten können. Sieht sich der einzelne Fisch in der unübersichtlichen Umgebung plötzlich auf kürzeste Entfernung einem anderen Lebewesen gegenüber, reguliert das farbige Signal blitzschnell sein Verhalten: Entweder Anschwimmen und Vertreiben eines Rivalen zur Verteidigung des eigenen Revieres oder Flucht vor Räubern in ein sicheres Versteck oder aber unbeteiligte Fortsetzung der Futtersuche, wenn der Ankömmling sich als „neutral" erweist.

In einem Korallenriff kommen Hunderte verschiedener Fische auf engstem Raum vor. Die meisten sind auf eine bestimmte Nahrung spezialisiert, keiner stellt für den anderen eine ernsthafte Konkurrenz dar. Wie gut, wenn einer sich durch Plakatfarben und Signalmuster gleich zu erkennen geben kann und nicht erst den „Futterneid" und damit eine Attacke anderer Fische hervorruft. Die Revierverteidigung richtet sich vielfach nur gegen Artgenossen. Diesen oft recht heftigen Angriffen wären Jungtiere nicht gewachsen, und so hat die Evolution einen Weg zum Schutz des Nachwuchses gefunden: Viele Jungfische tragen Jugendmode, das heißt, völlig andere Farben und Muster als die Elterntiere. Mit Recht werden sie von den Erwachsenen nicht als Mitbewerber an der Futterquelle betrachtet, tatsächlich nehmen sie ganz andere Nahrung zu sich.



Zweikampf der um Kuba heimischen Grunzerfische. Als Auftakt dient das Signal des leuchtend roten Rachens. Die Rivalen halten ihre weit aufgerissenen Mäuler messend aneinander. – Wer das größte Maul hat, wird als Sieger anerkannt.

Als Fisch unter Fischen

Immer wieder werde ich gefragt, wie denn die verschiedenen Fische auf den Menschen im Neopren-Anzug reagieren. Nach meinen Erfahrungen muß ich sagen: Die meisten lassen sich durch den Taucher nicht stören – sofern der die jeweilige Fluchtdistanz einkalkuliert. Nur ein Anfänger stürzt sich von der Oberfläche kopfunter auf ein Ziel, das ihn lockt; erfahrene Beobachter lassen sich erst einmal am Meeresgrund nieder, „peilen die Lage" und beginnen erst dann mit vorsichtiger Annäherung.

Ohne Lehrgeld geht es dabei nicht ab. Einmal hatte ich ein Pärchen Feldwebelfische im Sucher der Kamera. Wachsam standen die beiden über einer Höhlung mit ihrem Gelege. Das Bild vor meinen Augen wurde schöner und schöner, ich rückte näher und näher, bis – die Elterntiere verscheucht waren. Im nächsten Augenblick machte sich ein Schwarm Blaukopf-Wrassen über den unbewachten „Kaviar" her, die Eier stiebten nach allen Seiten, waren in Sekundenschnelle verspeist! Denken Sie von mir, was Sie wollen... Mich kratzt bis heute das Unrecht, das ich unachtsam braven Eltern antat.

Andere Arten greifen tollkühn den Taucher an, der in ihr Revier eindringt. Wie der einsiedlerische Korallenbarsch. Ein solcher Winzling biß wütend in meine Kunststoffhülle, wobei er ein aufgeregtes „Toktoktok" von sich gab, das wie fernes Knattern anzuhören war. Wieder andere sind ausgesprochen neugierig. Schmetterlingsfische ließen sich von den Luftperlen meines Atemgerätes kitzeln, sie tanzten einen regelrechten Reigen in dem aufsteigenden Strom.

Die Farben von Anzug und Kameragehäuse spielen übrigens keine Rolle; manche meinen, Grün wirke beruhigend, doch das habe ich nie feststellen können. Und auch der Kollege, es war ein Ichthyologe aus Hawaii, der seinen schwarzen Taucheranzug gegen Haie und ähnlich unangenehme Mitschwimmer mit knallgelben Ringen zu einem furchterweckenden „Wespenkostüm" umgestaltet hatte, wollte wohl in erster Linie sich selbst beruhigen.

In den Korallenriffen gehen schon zu früher Morgenstunde viele Fischarten an ihr „Tagewerk". Selbst Schwarmfische, wie die Füsilierfische, haben im Riff übernachtet, nun verlassen sie ihre verstreuten Schlafplätze, um sich zu sammeln. Sie lassen sich dabei vom lebhaften Treiben der vielen anderen Schuppenträger nicht beirren; ihren roten „Schlafanzug" (nachts die beste Tarnfarbe) haben sie gegen ein Tageskleid eingetauscht, dessen kräftige Längsstreifen weithin durch das Wasser leuchten. Als gute Schwimmer mit spindelförmigen Leibern finden sie sich rasch zusammen, um im schützenden Schwarmverband nach Plankton zu schnappen.

Im Dunkel größerer Tiefen lebende, standorttreue Mönchsfische wedeln sich beim Schwimmen mit ihren weißlichen Schwanzflossen Signale zu, so daß keiner vom Wohnplatz abirrt. Der im Gegensatz zum dunklen Vorderkörper helle Hinterleib des Korallenbarsches Chromis dimidiatus ruft die gleiche Wirkung hervor und bewirkt den Zusammenhalt der Gruppen. Die schwarz eingefaßten Schwanzflossen, wie sie manche Füsiliere, die Feldwebelfische und Mönchsfische aufweisen, lösen Folgereaktionen aus, so daß die Fische hintereinander herschwimmen und der Schwarm stets zusammenbleibt.

Erstaunlich oder nicht – die Warntrachten verschiedener Riffbewohner gelten mir als Ausdruck eines „Fairplay" im Tierreich. Träger besonders gefährlicher Waffen warnen ihre Umgebung: „Versuche keiner, mit mir anzubinden!" – Da ist ein mit Algen bewachsener Stein... Vorsicht, kein Steinbrokken, sondern ein nahezu vollkommen getarnter Steinfisch mit schlimmen Giftstacheln. Doch ehe du ihn berührst, spreizt er Brust- und Schwanzflossen, orangefarbene Stoppsignale erscheinen über dem grüngrauen Tarngewand.

Seebader, auch Doktorfische ge-

FARBTABLEAU, UMSEITIG:

1 – MOND-SCHMETTERLINGSFISCH. Bis 25 cm groß, mit seinen breitflächigen Plakatfarben eine unübersehbare Erscheinung im Riff. Die an einen Tagfalter erinnernden Farbsignale bilden ein „Sperrschild" vor seinem Revier.
2 – HUSARENFISCH. Sehr wehrhaft. Abgespreizt, dienen die wie Rasierklingen scharfrandigen Schuppen seiner Verteidigung. Nachtaktiv, Vorkommen in kleinen Schwärmen. Rotfärbung als perfektes Tarnkleid; zusätzlich durch Streifen optische „Auflösung" (Zebra-Effekt).
3 – AUGEN-SCHMETTERLINGSFISCH. Scheue, versteckte Lebensweise. Der tauchende Fotograf kommt ihm nur nahe, wenn er ihn beim Liebesspiel oder eifrigem Fressen überrascht. Hauptnahrung: die Polypentiere der Lederkorallen.
4 – LATERNEN-LIPPFISCH. Häufig im Riff. Leuchtflecken für Revierbegrenzung und Partnerkontakte. Sehr freßgierig; Exemplare zwängten sich aus Gier nach Abfällen in den Sammelbeutel eines Tauchers.
5 – FUNKENFISCHE. Ständig in Bewegung, Eindruck „stiebender" Funken. Rotfärbung in unterschiedlicher Abstufung; das den Schwarm beherrschende Männchen zeigt violette bis blaue Flecken, Streifen, Flossensäume („Rangabzeichen").
6 – BLAUKOPF-WRASSEN. Beispiel für „Farbdimorphismus", vor allem zur Fortpflanzungszeit: Nur die Männchen zeigen den auffällig blauen Kopf, Weibchen und Jungtiere dagegen bleiben gelb-schwarz.
7 – SCHWARZBINDEN-KORALLENFISCH. Algenfressender, verhältnismäßig kleiner Einzelgänger. Bevorzugt Korallen mit stachligem Skelett, von denen er sich nie weit entfernt. Verteidigt aggressiv seine Schlupfwinkel.
8 – WRACKBARSCH. Riesenhafter, bis 2,5 Meter großer Lauerfisch, der nachts auf Beutezüge geht. Durch graugrüne, bräunliche Farbtöne seiner Umgebung angepaßt.
9 – FÄCHER-FEUERFISCH. Höhlenbewohnend, nachtaktiv. Die kanülenartigen Flossenstrahlen sind mit Giftdrüsen verbunden, die ein stark wirksames, dem Schlangengift ähnliches Sekret erzeugen.

nannt, besitzen beiderseits der Schwanzwurzel ein Knochenskalpell. Einklappbar wie ein Taschenmesser, kann es, abgespreizt, dem Gegner schwere Verwundungen beibringen. Doch auch da, in leuchtend gelber Schockfarbe – ein Warnzeichen... Ganz und gar auf Abschreckung eingestellt: die meist in schattigen Höhlen hausenden, ebenfalls höchst giftigen Rotfeuerfische. Ihre prachtvoll rot-weißstreifig gezeichnete „Rüstung" dürfte gut geeignet sein, sie bei allen Bewohnern des Riffs in Respekt zu setzen. Abwehrbereit, entfalten sie ihre weit ausladenden Brust- und Rückenflossen, deren gefährliche Stacheln, mit breiten Hautlappen gesäumt, an abenteuerlich bewimpelte Lanzen kampfesdurstiger Ritter erinnern.

Duell ohne Waffen

Eine recht sympathische Form der Auseinandersetzung sind Zweikämpfe mit optischen Mitteln. Darauf verstehen sich zum Beispiel die Falterfische. Deren echte Augen „verschwinden" oft in einer kräftigen, schwarzen Binde; im Gegensatz dazu tragen sie auf den hellen Hinterflanken je einen kreisrunden Fleck, der einem Auge täuschend ähnlich ist. So wird der Raubfisch irritiert, der das vermeintliche Kopfende packen will und zusehen muß, wie sich die sicher geglaubte Beute plötzlich in entgegengesetzter Richtung davonmacht.
Beim Zusammentreffen mit Artgenossen jedoch haben die Augenflekken eine ganz andere Funktion. Pinzettfische tragen den runden, schwarzen Fleck im hinteren Abschnitt ihrer Rückenflosse. Drohend spreizen sie diese beim Anblick eines Rivalen und zeigen den Flecken in vollem Umfang... Der andere antwortet in gleicher Weise, und aus dem Vergleich ergibt sich, wer den größeren, dunkleren Fleck hat. Worauf der Schwächere durch Verblassen des „Scheinauges" seine Niederlage eingesteht, die Rückenflosse zusammenklappt und dem siegreichen Widersacher das Feld räumt.
Oft signalisiert stärkere oder schwächere Farbintensität das jeweilige Befinden von Fischen – aber auch „Emotionen"?
Es war vor einigen Jahren, da traf ich im Acuario Nacional von Havanna (einer hochinteressanten Pflegestätte moderner Meeresaquaristik mit vielen Attraktionen aus der Meereslebewelt) den sowjetischen Verhaltensforscher Dmitri Radakow. Er probierte gerade aus, wie verschiedene Schnapper und Lippfische auf Saft aus dem giftigen Fleisch bestimmter Kugelfische reagieren. Und siehe da: Als sich der Geruch des Giftfleisches im Becken verbreitete, erbleichten sie schlagartig. Ich vergesse nie die Begeisterung des Kollegen über das gelungene Experiment und seine Feststellung: „Fisch wie Mensch – blaß vor Schreck!"
In dem von Licht und Schatten wirr durchzogenen Korallenriff führen senkrechte, dunkle Streifen auf hellem Untergrund, wie sie Süßlippen, Halfterfische und Wimpelfische, Feldwebel- und Spatenfische tragen, zu ähnlichen Tarneffekten wie bei Zebras im Sonnenglast. Selbst der wehrhafte Barrakuda sucht sich während des Schlafens durch helle und dunkle Querbinden „aufzulösen". Ich traf ihn mehrfach am hellen Vormittag in abgelegenen Winkeln kubanischer Riffe noch in seiner Schlaftracht. Trotz seiner starren, offenen Augen konnte ich mich ihm auf Armlänge nähern; erst nachdem ich ihn mehrmals streichelnd berührt hatte, erwachte er aus seiner Ruhephase und schoß davon.
Schwarmfische, denken wir an den Hering, die Makrele oder den Tobiasfisch unserer Küste, besitzen dunkle, grüne oder blaue Rücken. Sie sind deshalb von oben gegen die dunkle Tiefe schlecht zu erkennen. Ihre Bäuche hingegen leuchten hell und silbrig, so daß sie von unten her gegen das Tageslicht ebenfalls schwierig auszumachen sind. Rot wirkt in dunklen Höhlen sowie in Tiefen ab 10 Meter als Tarnfarbe, weil dort der Rotanteil des Spektrums durch das Wasser bereits herausgefiltert ist und somit das Rot als Farbkleid schwarz erscheint. Ideal für Nachtschichtler!
Zur größten „Raffinesse" haben es Fische gebracht, die andere Arten nachahmen. Dieses in der Tierwelt weit verbreitete Phänomen, Mimikry genannt, bringt den Mimen eine ganze Reihe von Vorteilen. So ahmen junge Kupferschnapper planktonfressende Mönchsfische nach und gelangen, im Schwarm mitziehend, unbemerkt an Beutetiere heran. Aus demselben Grund gleichen sich junge Schriftbarsche harmlosen Lippfischen an und schwimmen in deren Verbänden mit. Winzige Kardinalfische der Art Siphamia argentea halten sich stets in Nähe dicker Seeigel. Tritt ein Feind in Erscheinung oder wird auch nur vermutet, so ballt sich der Schwarm über dem Stachelwesen zusammen, ahmt dessen Konturen kollektiv nach und bildet aus einiger Entfernung den Anblick eines einzigen Seeigels.
Oder noch anders. Unter den Fischen im Riff gibt es bestimmte Arten, die als Jungtiere oder auch während ihres ganzen Lebens anderen, meist weitaus größeren Fischen Parasiten vom Schuppenkleid ablesen und sogar in deren Rachen einschwimmen, um dort Gebiß und Kiemen zu säubern. Als obligatorische „Putzer" sind eine winzige Grundel sowie kleine Lippfische bekannt. Aber – auch die blieben nicht ohne Nachahmer. Ebenso winzig, schlank und längsgestreift, vollführen räuberische Aspidotus- und Runula-Arten die gleichen einladenden Schwimmbewegungen wie die echten Putzer und veranlassen so große Schnapper, Wrackbarsche oder Papageifische zum Verharren, Abspreizen der Flossen und Öffnen des Maules. Sobald aber die hinterlistigen Schauspieler an die putzwilligen Fische herangekommen sind, beißen sie ihnen blitzschnell mit scharfen Zähnen Fleischstücke aus Flossensaum und Schuppenkleid. Böse getäuscht schrickt der Große davon. Wer weiß, ob er sich jemals wieder putzen läßt...

Im nächsten Heft:

Das Geheimnis eines Blumenstraußes

FW-Besuch in der weltberühmten Porzellan-Manufaktur von Leningrad.

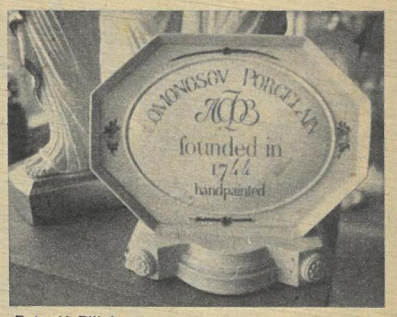


Foto: V. Billeb

Wir sind die Größten

Keine Übertreibung, wenn vom Steinkohlentagebau Ekibastus in Kasachstan und von den dort fördernden Baggern aus der DDR die Rede ist.

Die grüne Apotheke

Im Chemisch-Pharmazeutischen Kombinat „Pharmachim", Volksrepublik Bulgarien, fließen uralte Erfahrungen der Volksmedizin und modernste Erkenntnisse der Pharmakologie in die Weltspitzenerzeugnisse ein.

Foto: V. Hohlfeld

Die himmelblaue Tasse

„Ich habe miterlebt", berichtet Konstantin Paustowski, „wie Gaidar arbeitete. Das war ganz anders, als es sonst bei Schriftstellern zu sein pflegt." Ein Beitrag zum 80. Geburtstag des sowjetischen Kinderbuchautors Arkadi Gaidar.

Foto: Archiv

Für aktuell notwendige Änderungen in ihren Ausgaben bittet die Redaktion um Verständnis.

Russisches Kinderspielzeug 1

Foto: Volkmar Billeb

Puppe wider Hexenspuk

Pankapuppen, liebevoll behütet im Sagorsker Spielzeugmuseum, kommen aus einer uralten Familie. Sie sind Nachfahren eines Götzen, des Idols, das, lange bevor das Christentum ins russische Dorf kam, vor Hexenspuk und bösem Zauber schützen sollte. Den Schutzpatron auf unserem Bild hat ein Meister aus Archangelsk im 19. Jahrhundert gestaltet. Selbstverständlich aus Holz, das in Nordrußland und Sibirien buchstäblich zur Tür hineinwuchs und sehr billig war. Wichtiger für die Wahl dieses Werkstoffes war wohl noch etwas anderes: Der Baum galt damals als lebendiges Wesen. Man vermutete, daß in seinem Innern wundertätige Kräfte wohnten, die in der Puppe weiterwirkten. – Nun haben diese strengen, unbeweglichen Gestalten so gar nichts gemein mit den Puppenkindern unserer Tage. Im Gegensatz zum Spielzeug späterer Zeit hat die dörfliche Panka keinen Sinn für Humor, Zärtlichkeit ist ihr fremd. Trotzigstark, unnahbar steht sie da: Keine böse Macht ist imstande, sich ihrer Seele zu bemächtigen. Vorausgesetzt, der Meister, der sie schuf, hat mit seinem Beil – dem einzig verwendeten Werkzeug – genau 365 Schläge geführt; für jeden Tag des Jahres einen. Ein Schlag zuviel oder einer zu wenig, und die hölzerne Gottheit verlor all ihre magischen Kräfte.

Karin Kopp

UNSERE FRAGE:
In Arnstadt befindet sich die berühmte Spielzeugsammlung „Mon plaisier". Welches Spielzeug wird dort gezeigt?
Antwort bitte auf einer Postkarte mit dem Serien-Kennwort „Russisches Spielzeug 1" an FREIE WELT, 1056 Berlin, Postfach 10. Einsendeschluß: 18. 1. 1984. Auflösung und Gewinner in Heft 3/84, Leserforum. Sie können gewinnen: 1. Preis 150,– M; 2. Preis 100,– M; 3. Preis 50,– M.
Viel Erfolg!